

Performativität und Ereignis. Überlegungen zur Revision des Performanz-Konzeptes der Sprache

Dieter Mersch

In keiner Sprache kann man sich so schwer verständigen wie in der Sprache.

Karl Kraus

I. Struktur/Praxis: Schema und Ereignis

In seiner Schrift *Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluss auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechtes* von 1830-35 trifft Humboldt die Unterscheidung zwischen Form und Gebrauch der Sprache, die der Tat gegenüber der Struktur den Vorrang zuweist: „Die Sprache, ihrem wirklichen Wesen aufgefasst, ist etwas beständig und in jedem Augenblicke Vorübergehendes. (...) Sie selbst ist kein Werk (Ergon), sondern eine Thätigkeit (Energiea). Ihre wahre Definition kann daher nur eine genetische seyn.“¹ In einem gegen Humboldt gerichteten Passus seiner Vorlesungen über die *Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft* setzt dem Saussure entgegen: „Die Sprache ist nicht eine Funktion der sprechenden Person; sie ist das Produkt, welches das Individuum in passiver Weise einregistriert.“ Darum sei „(d)ie Sprache, vom Sprechen unterschieden, (...) ein Objekt, das man gesondert erforschen kann.“² Hinzugefügt wird: „(D)ie Sprache ist (...) eine Algebra“; sie ist „eine Form und nicht eine Substanz.“³

Zwischen den beiden Formulierungen klafft ein Gegensatz: Die Sprache ereignet sich im Sprechen; das Sprechen aktualisiert sich in der Sprache. Die Opposition kommt bei Saussure als Differenz zwischen *langue* und *parole* bzw. *discour* zum Ausdruck. Seit je ist diese Zweideutigkeit bemerkt worden. Die Thematisierung der Sprache scheint zwischen Vollzug und Ordnung, zwischen Praxis und Struktur, zwischen Performanz, Ereignis einerseits und Syntax, Schema und Textur andererseits zu oszillieren. Stets war dabei der einen oder der anderen Seite das Übergewicht erteilt worden. Und stets wurden die Gewichte so verteilt, dass ihre Hierarchie zugleich zum Argument gegen die jeweilige Gegenposition ausgespielt werden konnte. So maß Roland Barthes der Form der Sprache

¹ Humboldt, Wilhelm von: „Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluss auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechtes“. In: *Werke III, Schriften zur Sprachphilosophie*. Darmstadt, 5. Aufl. 1979, S. 368-756, hier: S. 418.

² Saussure, Ferdinand de: *Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft*. Berlin 2. Aufl. 1967, S. 16, 17.

³ Ebenda, S. 146.

einen Zwangscharakter zu, die einer Nomenklatur von Klischees gliche, die die Möglichkeit des Sprechens (*dire*) zurichte – die Position verführte ihn zu der umstrittenen Äußerung vom „Faschismus der Sprache“.⁴ Umgekehrt vermag die Rede – was auch Barthes anerkannte – den Schematismus sprachlicher Ordnung jederzeit zu durchkreuzen und *anders* zu setzen. Daher besteht sie nicht einfach in der Vollstreckung ihres Systems, der *langue*, sondern handelt ihr auch zuwider. Folglich lässt sich dem praktischen Vollzug der Sprache – nach Derrida dem eingewobenen Spiel von Wiederholung und Verschiebung – eine genuine Kreativität entnehmen.⁵

Die genannte Ambiguität ist indessen das Produkt einer Akzentuierung, die die Philosophie der Sprache von Anfang an durchfurchte. Denn ihre Fassung als ‚Form‘ liegt solange nahe, als die Sprache, wie auch Saussure unterstellte, als „System von Zeichen“⁶ bestimmt wird, d.h. – wiederum in der Version Roland Barthes – als Ordnung jener „Gliederungen (...), denen die Menschen das Reale unterziehen.“⁷ Sie bezieht sich ausschließlich auf die Struktur ihrer Signifikation. Sie machte für Saussure die spezifische ‚Sprachlichkeit der Sprache‘ allererst aus, die wiederum unter Abzug aller anderen Funktionen übrig bleiben sollte. Der Begriff der *Langue* erfuhr deshalb bei ihm eine ausschließlich negative Definition: *Langage*, vermindert um *Parole*, also auch um alles Praktische, Soziale und Historische sowie um die Kontingenzen der geographischen Streuung, der verschiedenen Dialekte oder Handlungen der Individuen: „Wenn man von der Sprache (*langage*) alles abzieht, was nur Rede (*parole*) ist, kann der Rest im eigentlichen Sinne die Sprache (*langue*) genannt werden (...).“⁸ In diesem Sinne ist auch zu verstehen, wenn Saussure seine Vorlesungen mit der programmatischen Deklaration beginnt, dass „man (...) sich von Anfang an auf das Gebiet der Sprache (*langue*) begeben und sie als eine Norm aller anderen Äußerungen der menschlichen Rede (*langage*) gelten lassen“ muss:⁹ Reines Abstraktum, dem kein ‚Sein‘ zukommt, sondern das ein ‚Prinzip‘ darstellt,¹⁰ dem Sprechen seinen Sinn verdankt. Der Primat der Form bzw. der Struktur entstammt, nicht nur bei Saussure, zuletzt dieser alleinigen Fokussierung auf den Sinn, auf das Symbolische; er bildet, mit anderen Worten, eine Konsequenz der Auszeichnung der *Semantizität von Sprache*.

Im Gegenzug dazu verweist der Bezug auf die Praxis des Sprechens auf eine weitere, nicht vollständig in Termini des Sinns erschließbare Dimension der Sprache. Sprechen bedeutet mehr als nur ‚etwas sagen wollen‘, vielmehr haben wir es mit einem ‚Überschuss‘ zu tun, der sich dem einseitigen Zugriff einer Schematisierung durch die Ordnung des Symbolischen oder des Verstehens verweigert. Nichts anders meint der Begriff der Performanz: Er stellt dem Sinn, dem Inhalt der Rede ein anderes gegenüber. Das Andere

⁴ Barthes, Roland: *Leçon/Lektion*. Frankfurt/M 1980, bes. S. 19f.

⁵ Vgl. etwa Derrida, Jacques: „Signatur Ereignis Kontext“. In: ders.: *Randgänge der Philosophie*. Wien 2. überarb. Ausgabe 1999, S. 325-351, bes. S. 333f. Sowie ders.: *Limited Inc abc ...*. Wien 2001, bes. S. 78ff.

⁶ Saussure, Ferdinand de: *Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft* (Anm. 2), S. 19.

⁷ Barthes, Roland: *Elemente der Semiologie*. 2. Aufl. Frankfurt/M 1981, S. 48.

⁸ Saussure, Ferdinand de: *Linguistik und Semiologie. Notizen aus dem Nachlaß*. Gesammelt, übersetzt u. eingeleitet von Johannes Fehr. Frankfurt/M 1997, S. 401. Vgl. auch ders.: *Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft* (Anm. 2), S. 91: „Die Sprache (*langue*) ist für uns die menschliche Rede (*langage*) abzüglich des Sprechens (*parole*).“

⁹ Ders.: *Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft* (Anm. 2), S. 10.

¹⁰ Ebenda, S. 11.

ist die Wirkung, die spezifische Macht der Rede, ihre Kraft, die über den Sinn hinaus schießt und ihn zuweilen durchkreuzt oder verbiegt. Die Differenz geht bereits in die antike Unterscheidung zwischen Dialektik und Rhetorik ein, wobei letztere keineswegs auf ein Register von Tropen und damit auf eine „Maschine“, ein „Programm“ zur Diskurserzeugung“ reduziert werden darf, wie es Roland Barthes polemisch pointiert hat.¹¹ Sondern im Repertoire der Unterscheidung reproduziert sich der gleiche Gegensatz zwischen Form und Praxis oder Schema und Ereignis bzw. Performativität, der im übrigen derselben der Trennung zwischen Sinn und Sinn-Anderem genügt. Sie findet hier ihren Ausgangspunkt, ihre Quelle und ist seither in der Geschichte des Sprachdenkens eingegangen, um sowohl eine dominante orthodoxe als auch eine subversive heterodoxe Linie zu eröffnen.

Steht dabei die Orthodoxie für den Vorrang des Sinns in Gestalt des *Logos* und folglich der Struktur, der Grammatik, so gehört zu ihr umgekehrt eine Depravation des Praktischen, des Vollzugs der Rede als ihrer sekundären oder abgeleiteten Seite. Insonderheit ist die spezifische Macht, die dem *Logos* zugeordnet wurde, dem Ausdruck selber zu entnehmen, der nicht nur ‚Sinn‘ oder ‚Vernunft‘ bedeutete und auf diese Weise mit ‚Sprache‘ gleichgesetzt werden konnte, sondern auch ‚Schicksal‘ im Sinne aller diejenigen Sätze, die über einen Menschen ausgesprochen wurden. Entsprechend hat Platon die Sprache überhaupt vom *Logos* her gedacht: Im zentralen Teil des *Kratylos* wird das Wort (*onoma*) als Werkzeug (*organon*) bestimmt,¹² dessen maßgebliche Funktion darin besteht, Unterscheidungen zu treffen – und nicht etwa ‚anzurufen‘ oder ‚Wirkungen‘ zu entfalten.¹³ Als Sachwalter der Unterscheidungen aber fungiert der Philosoph, dem es obliegt, nach Maß-Gabe seiner Erkenntnis für die Dinge den rechten Namen oder Ausdruck zu finden und danach die Norm der Rede auszurichten. Ihre Denotation durch Zeichen folgt keiner anderswo gegebenen Konvention oder Überlieferung (*thesis*), sondern wurzelt in einer Art Gemäßheit, wie sie die Vernunft und das Wahre selber vorgeben. So unterstellte Platon den Bedeutungsvollzug der Sprache dem Richtmaß von Rationalität und logifizierte auf diese Weise ihre Semantik.

Dagegen zielt die Rhetorik nicht auf die Richtigkeit des Wortes und der ‚Trefflichkeit‘ der Unterscheidungen; sie bildet vielmehr eine Kunstlehre des Sprechens und tritt damit in den Kreis der Heterodoxie. Sprache in der rhetorischen Tradition ist wesentlich Praxis:¹⁴ Sie rekurriert nicht so sehr auf den repräsentationalistischen Anteil der Sprache, sondern auf ihre *handlungssetzende Macht*. Deshalb nennt sie Gorgias in seiner *Helena*-Rede eine „gewaltige Machthaberin, die mit dem kleinsten und unscheinbarsten Organe die wunderbarsten Wirkungen erzielt“ und deren „Überzeugungskraft (...) die Seele formt wie sie will“.¹⁵ Der Schlüsselbegriff lautet *peithein*. Das Verb nennt die Kraft, etwas herbeizuführen, eine Wirkung zu erzielen oder in die Wirklichkeit umzusetzen.¹⁶ In ihm

¹¹ Zu dieser Kennzeichnung vgl. Barthes, Roland: „Die alte Rhetorik“. In: ders.: *Das semiologische Abenteuer*. Frankfurt/M 1988, S. 15-143, hier: S. 19.

¹² Platon, *Kratylos*, 388a.

¹³ Ebenda, 388b/c.

¹⁴ Vgl. auch Hetzel, Andreas: *Zwischen Poiesis und Praxis. Elemente einer kritischen Theorie der Kultur*, Würzburg 2001.

¹⁵ Gorgias, „Aus der ‚Helena‘“, 15. In: *Die Vorsokratiker*. Ausgew. u. eingel. v. W. Nestle. Wiesbaden 1978, S. 191.

¹⁶ Vgl. Groddeck, Wolfram: *Reden über Rhetorik. Zu einer Stilistik des Lesens*. Basel, Frankfurt 1995, S. 29.

klings die magische Dimension des Wortes an. Folglich wird die Rede von Gorgias und anderen als *peithous demiourgos*¹⁷ verehrt: Sie sei ursprüngliche ‚Schöpferin‘ oder ‚Walterin‘, wie Nietzsche übersetzen wird. Der Sprache kommt eine dynamische Natur zu: Sie erfüllt sich in keiner Form oder Ordnung; sie umfasst kein System von Symbolen (*semata*), sondern greift in die Welt ein, verändert sie. Schon früh ist auf diese Weise die antike Tradition der Rhetorik dem performativen Credo gefolgt, dass *etwas sagen etwas tun* heißt.

Mithin ergibt sich eine Opposition, die den Regimen des *Logos* gleichwie des Sinns oder der Struktur widersteht. Sie verwahrt die Spur eines Nicht-Sinns, eines *Surplus*, der zugleich die Einsicht offenbart, dass sich die Sprache auf keine Weise vergegenständlichen lässt, dass sie weder einer eindeutigen Ordnung gehorcht, noch sich in ein einheitliches System sperren lässt, dass sie sich vielmehr als ebenso unabschließbar wie unbestimmbar erweist. Der Umstand ist dem Paradox geschuldet, dass jede Rekonstruktion ihrer Form sich dieser bereits verdankt. Alles Sprechen ‚über‘ Sprache lässt mitsprechen, worüber sie spricht, so dass ihr ‚Grund‘ fortwährend entweicht. Als diskursive Praxis bewegt sich daher Sprachphilosophie immer schon auf dem Feld ihres Gegenstandes, der sich am Ort der Reflexion gleichermaßen verdoppelt wie verflüchtigt. Alle Unterscheidungen, die so getroffen werden, bleiben folglich kontingent, weil kein Kriterium ihre Angemessenheit je zu überprüfen und zu garantieren vermag.

Deswegen duldet die Sprache keine Totalisierung, sowenig wie sie sich einem Muster oder Schema fügt. Die Konsequenz der Rhetorik ist ihre prinzipielle Offenheit, ihr stets nur partikularer Anspruch, ihre *kairologische Singularität*. Ganz entsprechend dazu hatte es Heidegger abgelehnt, überhaupt ‚über‘ die Sprache zu sprechen – und sich statt dessen mit einem „Gespräch *von* der Sprache“ begnügt:¹⁸ Das ‚Von‘ bleibt der Fragmentarität und Relativität seines Tuns eingedenk. Der Gedanke korrespondiert der früheren, bewusst tautologischen Formulierung: „Sprache ist Sprache. Die Sprache spricht.“¹⁹ Die Simplizität der Kette entlarvt die Sinnlosigkeit jeglicher Objektivation. Die Sprache kann nicht länger als Stätte einer diskursiven Vernunft fungieren, die sich selbst einholt; vielmehr erscheint sie jeder Rede über sie bereits vorweg – ein „unvermeidlicher, zugleich aber sinnvoller Zirkel“, wie Heidegger in seinem späteren Vortrag *Der Weg zur Sprache* ausführt, der dieselbe Bewegung in die Formel: „Die Sprache als die Sprache zur Sprache bringen“ kleidet. Nirgends kennt sie Anfang noch Ende, sondern sucht der Sprache, als der „Sage“, lediglich nachzusprechen:²⁰ Einzig im Sprechen vermag sie sich zu „zeigen“. Darum heißt es auch: Die Sprache ist „die Zeige“; sie *zeigt sich als Ereignen*.²¹

Verwandtes findet sich bei Wittgenstein, der damit derselben heterodoxen Linie folgt. Bereits im *Tractatus* bleibt die Sprache, trotz aller ontologischen Sanktionierung, zuletzt ein unerforschliches Mysterium, auch wenn ihr eine „logische Form“ zugrunde gelegt wird: Sie nimmt sich in dem Maße im Sprechen zurück, wie sie sich durch es enthüllt. Aus diesem Grunde mündet der *Tractatus* im Schweigen: Es sucht dem Sagen zu ent-sagen,

¹⁷ Vgl. Platon, *Gorgias*, 453a2.

¹⁸ Heidegger, Martin: *Unterwegs zur Sprache*. Pfullingen 5. Aufl. 1975, S. 83-155.

¹⁹ Ebenda, S. 13.

²⁰ Ebenda, S. 250.

²¹ Ebenda, S. 253f., 258f.

um jenen Platz zu gewinnen, von dem her die Sprache „sich zeigt“.²² Er wird später in die Performativität des Vollzugs selbst verlegt: „Gesprochenes kann man nur durch die Sprache erklären, drum kann man die Sprache selbst, in diesem Sinne, nicht erklären“, heißt es in der zur Spätphilosophie überleitenden *Philosophischen Grammatik*: „Die Sprache muss für sich selbst sprechen.“²³ Deshalb gibt es auch keine ausschöpfende Philosophie der Sprache, die sie nicht wesentlich verkürzte – ein Resultat, das Wittgenstein schließlich in seinen lediglich noch ‚exemplifikatorisch‘ verfahrenen *Philosophischen Untersuchungen* dadurch gezogen hat, dass diese gleichfalls nicht mehr ‚über‘ die Sprache verhandeln, sondern das ‚Sichzeigen‘ der Rede in die Beschreibungsarten selbst eingehen lassen, indem nur mehr partielle Sprachspiele als „kritische Vergleichsmodelle“ vorgeführt werden, die sich am Beispiel selbst erläutern.²⁴ Man könnte daher sagen: die *Untersuchungen* gehen nicht länger logisch vor; sie sprechen von keiner Ordnung oder Struktur, sondern weisen auf. Was sie aufweisen, sind Gebrauchsweisen im Sinne einer Pluralität von Sprachspielen, die sich gleichsam selbst *performativ* demonstrieren: „Ich *beschreibe* nur die Sprache und *erkläre* nichts.“²⁵ Ähnliche Selbstzurücknahmen lassen sich auch bei Davidson und Derrida auffinden: Sie atmen das gleiche Bekenntnis. So handelt Davidson von der Nichtrekonstruierbarkeit sprachlicher Strukturen, Derrida von der Nichtfeststellbarkeit der Schrift als Textur der Zeichen. Weder lässt sich im Sinne Davidsons die Sprache schlüssig auf konstitutive Regeln zurückführen noch existiert ein von allen gleichermaßen geteiltes Schema; vielmehr erweist sich die Annahme einer einzigen Form oder Strukturalität der Sprache für die Analyse des Verstehens oder der Interpretation als irrelevant.²⁶ Ähnliches gilt für Derrida. Zwar wird die Sprache durch die Schrift verkörpert, soweit sie an Zeichen gebunden ist, doch funktioniert die Schrift durch die Wiederholung, die als Wiederholung bereits von sich her eine ‚Faltung‘, eine Zweideutigkeit oder Differenz birgt. Im Moment ihrer Iteration driften die Zeichen; so partizipiert alle Wiederholung an einer Einzigartigkeit, an *Nichtwiederholung*. Das Einzigartige aber bricht mit der Ordnung: Deshalb gründet die Sprache (*langage*) entgegen Saussure nicht in der Struktur (*langue*), auch nicht im Diskurs, in der *Parole*, sondern im Ereignis andauernder Differierung – mit einem Wort: in der *Différance*.²⁷ Sie verbietet, überhaupt von *der* Sprache, *dem* Grund oder ihrer Weise *zu sein*, zu sprechen; vielmehr wären noch, im Reden ‚von‘ oder ‚über‘ die Sprache, die Begriffe ebenso sehr zu setzen wie durchzustreichen.

²² Vgl. auch Mersch, Dieter: „Das Sagbare und das Zeigbare. Wittgensteins frühe Theorie einer Duplizität im Symbolischen“. In: *Prima Philosophia* 12, Heft 4 (1999), S. 85-94.

²³ Wittgenstein, Ludwig: *Philosophische Grammatik*. Frankfurt/M 1973, S. 40.

²⁴ Ders.: *Philosophische Untersuchungen*. Frankfurt/M 1971, bes. § 23.

²⁵ Ders.: *Philosophische Grammatik* (Anm. 23), § 30, S. 66. Ferner ders.: *Philosophische Untersuchungen* (Anm. 24), § 109: „Und wir dürfen keinerlei Theorie aufstellen. (...) Alle Erklärung muss fort, und nur Beschreibungen an die Stelle treten.“

²⁶ Davidson, Donald: *Wahrheit und Interpretation*. Frankfurt/M 2. Aufl. 1994, bes. S. 261ff., 372ff.

²⁷ Derrida, Jacques: „Die Différance“. In: ders.: *Randgänge der Philosophie*, Wien 2. Aufl. 1999, S. 31-56.

II. Performativität und Setzung

Jenseits der Differenz von Sprache und Sprechen bzw. Schema und Gebrauch wäre statt dessen von Szenen auszugehen. Der Zugriff führt auf ein *theatrales Modell* des Sprechens. Es kann überdies nicht auf Kommunikation verpflichtet werden – die Beschränkung privilegierte notwendig die Dimension des Sinns, des Austausch oder des Verstehens. Denn nicht zwangsläufig beruhen sprachliche Szenen auf einem Gespräch, auf Verständigungen oder der ‚gegenseitigen Bilanzierung von Überzeugungen und Gründen‘, wie es Robert Brandom nahelegt, nicht einmal dominieren Mitteilungen, denn zur Szene gehört das Schweigen wie der Lärm der Geschwätzigkeit. Entsprechend bezeichnet Sprache auch kein isolierbares Phänomen, das auf die Reziprozität eines Paares Sprecher/Hörer zurückgeführt werden kann, sowenig wie auf eine Sammlung von Lauten oder ein System von Äußerungen. Am nächsten kommen der Auffassung vielleicht die ‚Sprachspiele‘ Wittgensteins mit ihrem Charakter der Offenheit und des Exemplarischen; doch wären Szenen im Unterschied zu diesen als ‚Schau-Plätze‘ zu verstehen, worin sich Sprache und Sprechen gleichwie ihre Akteure allererst konstituieren. D.h. auch: Szenen haben keinen Ort *in* der Sprache; sie bilden eine Versammlung heterogener Elemente, wozu genauso Handelnde, Schweigende und Zuhörer gehören wie Gesten, Stimmen, Körper und die ‚Leere‘ zwischen ihnen – der Raum, der sie trennt und ihrem Spiel allererst Gegenwart verleiht. Sie beschreiben folglich kein Netz aus „Informationen“ oder Bedeutungen, keine Textur aus Zeichen, sondern ein Ensemble von Beziehungen, Abhängigkeiten, Widersprüchen oder Lücken, denen kraft ihrer Materialitäten eine besondere ‚Präsenz‘ zukommt.

Insbesondere realisieren sich Szenen nicht als Aktualisierung von Rollen oder als Verkörperungen eines vorgeschriebenen Skripts; vielmehr erweisen sie sich als *Ereignis* der spezifischen Konfiguration ihrer Momente. Man kann es ‚das Soziale‘ nennen. Dann heißt Sprechen ‚auf der Szene‘ bzw. ‚im Sozialen‘ sein. Keineswegs bezeichnet dabei Sozialität eine Funktion von Kommunikation oder Symbolisierungen, wovon ebenfalls Luhmann und Habermas ausgegangen sind; vielmehr eröffnet das Soziale mit seinen spezifischen Machtverhältnissen, Konflikten, Verletzungen und Einschreibungen ein „Feld“, dessen „Gravitation“, wie Bourdieu nicht müde wurde darzulegen,²⁸ die Praxen und Bewegungen ihrer Akteure eher umlenken und verformen, als von ihnen geformt zu werden. Das bedeutet nicht, abermals eine Struktur der Handlung vorausgehen zu lassen, sondern einen Raum aus Kräfteverhältnissen, Augenblicken und Schwerelinien zu malen, worin sich Sprechen ebenso *austrägt* wie seine Akte darin jedes Mal neu *eingreifen* und Veränderungen zeitigen. Dass dabei die Kraftlinien und Gravitationen ihr Zentrum im *Anderen* haben, dass entsprechend die Performativität der Rede ihren Platz im *Responsiven* hat, wäre erst noch auszuloten.²⁹

²⁸ Vgl. etwa Bourdieu, Pierre: *Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft*. Frankfurt/M 1987, S. 147.

²⁹ Vgl. dazu Waldenfels, Bernhard: *Antwort-Register*. Frankfurt/M 1994. Sowie vorläufig: Mersch, Dieter: „An-Ruf und Ant-Wort. Sprache und Alterität“. In: Arnsward, Ulrich/Kertscher, Jens (Hg.): *Die Grenzen der Hermeneutik* (erscheint 2002).

Vorläufig genügt festzuhalten, dass innerhalb der Szenen Handlungen *gesetzt* werden. Sprechakte sind solche Handlungen; ihr performativer Charakter erfüllt sich in *Setzungen*. Der Begriff des Performativen wäre daher von solchen Setzungen her zu erschließen. Die Kennzeichnung liegt ganz auf der Linie der frühen Definition des Performativen bei Austin, wonach einen „Satz äußern heißt: es tun“: „Das Äußern der Worte ist gewöhnlich durchaus (...) *das* entscheidende Ereignis im Vollzuge einer Handlung, um die es in der Äußerung geht.“³⁰ Das gilt – unter den Bedingungen sozialer Befugnis – nach beiden Seiten: Eine Taufe erfordert das Ritual des Aussprechens wie das Aussprechen des Satzes „Ich taufe“ die Taufe vollzieht. Damit wird durch den Akt des Sprechens performativ eine Tatsache gesetzt, zuweilen sogar eine Institution hervorgebracht, deren Hervorbringung Austin ausschließlich in handlungstheoretischen Termini zu erfassen versuchte. Dagegen wäre am Performativen nicht so sehr sein Handlungscharakter zu betonen, weder im Sinne von *Poiesis* oder Arbeit, noch im Sinne von *Praxis*, sei diese als Interaktion oder als Spiel bestimmt, sondern der Begriff nennt etwas, was gleichermaßen in *Praxis* und *Poiesis* eingeht, ohne von vornherein intentional oder teleologisch determiniert zu sein – nämlich die Seite des *Vollzugs*, der Vollbringung einer Arbeit oder der Herbeiführung und Vorführung einer Praxis, ihre Selbstaussstellung *in* einer Handlung.

So ist der Begriff des Performativen zwar nicht von dem der Handlung zu trennen, Performativität ohne Praxis nicht denkbar – wohl aber geht er nicht in diesen auf. Denn nicht die Handlung selber in ihrem praktischen oder poetischen Modus, ihrer instrumentellen oder teleologischen Struktur erscheint relevant, sondern vor allem das *Ereignis ihres Vollzugs*. Vershoben wird damit die Blickrichtung auf das, was in den klassischen Handlungstheorien zu kurz kommt: die *Faktizität des Aktes* selber, die Notwendigkeit seiner Aus- und Aufführung – der Umstand, dass Praxen nicht nur eine Relation nach ‚Innen‘, der Rationalität oder Irrationalität von Gründen, Motiven, Anlässen oder Absichten aufweisen, sondern ebenso eine Außenseite besitzen, eine Beziehung zu *Wirksamkeit* und *Präsenz*, die im Kräftefeld, dem sie entstammen, neue Kraftverhältnisse schaffen. Deswegen liegt auch in den Performanztheorien von Austin und Searle so sehr die Betonung auf der ‚*force*‘, der spezifischen ‚Kraft‘ von Sprechakten – freilich wiederum so, dass die ‚Kraft‘ dieser Kraft unreflektiert bleibt. Entsprechend wäre, gegen Austin und Searle, die Bestimmung des Performativen auf die Seite von *Erscheinung und Faktizität* zu verlegen – der besonderen Tatsache, *dass performative Handlungen Tatsachen setzen*. Der Begriff des Performativen gründete dann nicht in der Kategorie des Intentionalen, die ihn an Instrumentalität und Teleologie bindet, sondern in der Auszeichnung von *Momenten des Ereignens selbst* – dem *Augenblick* der Vollbringung, des jeweiligen *Zum-Vorschein-kommens* einer Handlung und seiner Beziehungen zu Wahrnehmung und *Aisthesis*, zu Unwiederholbarkeit und Singularität.

Deshalb war von ‚Setzungen‘ die Rede. Der Ausdruck gemahnt an die Philosophie des Deutschen Idealismus, entfernt sich aber weit von der dortigen Verwendungsweise. Maßgeblich für die Begründung der Subjektphilosophie taucht er an zentraler Stelle im Rahmen von Fichtes Urteilslehre auf, worin Denken überhaupt als „Tathandlung“ des Unterscheidens bestimmt wird. Der Gedanke, heißt es, ist das „absolute Sich-selbst-

³⁰ Austin, John L.: *Zur Theorie der Sprechakte (How to do things with Words)*, Stuttgart 1979, S. 27, 29 passim.

setzen“, das „thetische“ – also setzende – Urteil gemäß der für den gesamten Idealismus charakteristischen spekulativen Etymologie, wonach das Urteilen ursprünglich ein „Ur-Teilen“, eine Differenz-Setzung sei.³¹ Setzung ist dabei immer eine Leistung des Ich, des Subjekts, d.h. *intentional*. Es impliziert als solche eine Identifizierung: Dieses, und nicht jenes. Setzung des Urteils als „Ur-Theilung“ bedeutet demnach: „etwas *als* etwas“ zu identifizieren. Ihr ist somit die Struktur des ‚Als‘, des ‚Risses‘ der *Bestimmung* immanent, wobei nach Fichte die höchste Setzung in der Selbst-Setzung des Ich aus der Differenz zwischen Ich und Nicht-Ich erfolgt. Wir haben es also gleichzeitig mit einer Instantiierung im Sinne einer Identifizierung und einer Negation zu tun: Jede Setzung ist immer schon doppelt gesetzt, *wohingegen das Performative nicht in der Negation wurzelt, sondern in der Affirmation*. Es ist nicht Setzung-‚als‘, sondern Setzung-‚dass‘.

Die Setzung-dass betrifft folglich auch keine Setzung einer Bestimmung, sondern die Setzung eines Zeichens in seiner *Materialität*. Sie erscheint in Ansehung der theoretischen Herkunft des Sprechakts aus der Sprachphilosophie zentral; doch sind an deren Setzung selbst nicht die Zeichenhaftigkeit und am Zeichen nicht seine Bezeichnungs- oder Bedeutungsfunktion relevant, sondern vor allem dessen *Faktizität*. Anders ausgedrückt: Die performative Setzung bedeutet zunächst und zu allererst eine *Existenzsetzung*. Der Zeichensetzung im Sinne der *Quidditas* geht die Setzung im Sinne der *Quodditas* voraus.³² Das bedeutet auch: Zeichen *müssen* performiert werden; sie müssen gesetzt, ausgesprochen, vorgeführt und ge-gaben werden, um anwesend, d.h. wahrnehmbar zu sein und ‚als‘ Zeichen zu funktionieren. Diese ‚Gabe‘ der Anwesenheit geht in die Bezeichnung selbst ein: Zeichen ‚gibt es‘ nur *kraft* der Performativität ihrer Setzung. *Vor* der Logik von Bezeichnung und Unterscheidung, vor dem Spiel der Differenz kommt das Performative. *Es kommt der Aussage oder Bedeutung als Ereignis ihrer Existenz ‚zuvor‘*. Die Privilegierung des Sinns und damit korrespondierend die Unterschlagung des Performativen in der Philosophie der Sprache wie ebenso in Semiotik und Semiologie geht diesem *Vergessen der Existenz* konform. Dies sei – in Parenthese – noch zugespitzt. Denn ‚Existenz‘ ist ein schillernder Begriff. Logisch bzw. mathematisch lässt sie sich als Akt einer Fiktionalisierung im Sinne des ‚Es sei ...‘ verstehen. Der Konjunktiv spricht keine Wirklichkeit, sondern eine Möglichkeit an, wobei es sich vornehmlich um die Einführung einer *Definition* handelt. ‚Existenz‘ bedeutet dann ausschließlich die widerspruchsfreie Festlegung eines Begriffs als Denkmöglichkeit. Die Geschichte des europäischen Denkens einschließlich des Deutschen Idealismus und des radikalen Konstruktivismus atmet diesen Gebrauch – nicht unbedingt im strikten mathematischen Sinne von Widerspruchsfreiheit, wohl aber im Sinne von Fiktionalität. Der Gebrauch dokumentiert bereits, *dass nichts wirklich gesetzt ist, dass sich mithin auch nichts zeigt, was materialisiert oder ver-körpert wäre*. Daher die Hervorhebung der Materialität im Performativen: Sie verleiht dem Gesetzten sein Gewicht, seine *Gravitas*. Mit anderen Worten: Performative Existenzakte setzen keine Möglichkeiten, sondern *Wirklichkeiten*.

³¹ Fichte, Johann Gottlieb: *Gesamtausgabe der Bayrischen Akademie der Wissenschaften*. Stuttgart-Bad Cannstadt 1962ff., II, 4, S. 182-184 passim: „Urtheilen, ursprünglich theilen (...). Es liegt ein ursprüngl. Theilen ihm zum Grunde (...).“ „Bei den negativen (...) ziehe ich eine Grenzlinie (...). Dort schließe ich aus“. „Bei jedem Setzen ist auch ein *Ausschließen* u. das positive Urtheil kann auch betrachtet werden als ein negatives“.

³² Vgl. Mersch, Dieter: *Was sich zeigt. Materialität, Präsenz, Ereignis*. München 2002.

Ihnen eignet Präsenz. Erst als solche entfalten sie ihre ‚Kraft‘, statuieren Konsequenzen, wirken ein, intervenieren in die Welt, gleichgültig ob auf dem Papier, in Verständigungen oder in sozialen Prozessen. Zum Performativen gehört dieser *affirmativer Zug*. Damit verändert der Begriff gleichzeitig seine theoretischen Bedingungen. Er untergräbt jeder Art von Idealismus – sei er konstruktivistischer, semiotischer oder strukturaler Art.

Es ist dieser Gesichtspunkt, den Lyotard im *Widerstreit* von Heidegger und Wittgenstein her in die Untersuchung der Sprache eingetragen hat: „Ein Satz ‚geschieht‘“.³³ Lyotard denkt auf diese Weise die Sprache aus der Einzigkeit der *Setzung*: „Es gibt nur einen Satz ‚auf einmal‘ (...), nur ein einziges aktuelles ‚Mal‘.“³⁴ Die These schreibt der Äußerung eine absolute Singularität zu, die sie ebenso von jeder anderen trennt, wie sie die Sprache selbst in eine verschwenderische Diskontinuität verwandelt. Man könnte sagen: Lyotard identifiziert im Satzzeichen den *Eigennamen*, der ihm seine Besonderheit, seine Einzigartigkeit zusichert und wiederholt damit eine Operation, wie sie gleichermaßen für Adornos Denken des Nichtidentischen leitend war. Dem entspricht die Vorgängigkeit des *Geschieht es?* als Frage vor dem *Es geschieht* als Bestimmung, wie Lyotard sie anhand der Bilder Barnett Newmans für eine Ästhetik des Erhabenen entwickelt hat.³⁵ Nicht die Kategorie des Erhabenen zählt dabei, sondern abermals das Zuvorkommen des „*quod*, bevor es bezeichnet wurde, bevor seine ‚Bedeutungen‘, sein *quid*, festgelegt wurde oder auch nur festlegbar wäre“.³⁶ Verlangt ist, wie es *Der Widerstreit* heißt, „dass man nicht bereits weiß, was geschieht“.³⁷ Das bedeutet auch: Voraus-zu-setzen ist, *dass* überhaupt geschieht, mithin, „*dass* etwas sich zeigt.“³⁸ Immer wieder hat Lyotard diesen Punkt umkreist, der ‚als‘ Punkt freilich unausdrückbar bleibt, bestenfalls Andeutung, Verweis: „Wenn es einen ‚Inhalt‘ gibt, ist er das ‚Augenblickliche‘. Er geschieht jetzt und hier. *Das*, was geschieht, kommt *danach*. Der Beginn ist, dass es gibt (...) (*quod*); die Welt, das, was es gibt.“³⁹

Das Ereignis der Performanz, das in die Existenz setzt, wäre dann nicht nur etwas *Vorsprachliches* oder *Vorprädikatives*, sondern selbst *Unmarkierbares*, *Undarstellbares*. Doch nicht seine Negativität, seine Nichtartikulierbarkeit erscheint wesentlich, sondern sein *Augenblick des Auftauchens*, seine *Ankunft*. Worauf Lyotard also besteht, ist das *Ereignen* im Sinne des *Erscheinens*, des *Ankommens*. Performativität bedeutet: In-die-Ankunft-bringen. Es wartet nicht darauf, markiert oder bezeichnet zu werden; es kommt, wenn es geschieht, und alles hängt davon ab, es zu respektieren, auf es zu ‚hören‘, ihm zu *antworten*.⁴⁰ Bezeugt wird derart ein *Prius*, wie es ebenfalls Schelling Hegel vorhielt, eine „Gebung des Anderen“,⁴¹ wie Lyotard sagt, das zugleich das *Andere des Sagens* bedeutet.

³³ Lyotard, Jean-François: *Der Widerstreit*. München, 2. korrig. Aufl. 1989, S. 10. Auch ders.: „Streitgespräche oder: Sätze bilden ‘nach Auschwitz’“. In: Weber, Elisabeth/ Tholen, Georg Christoph (Hg.): *Das Vergessene*. Wien 1997, S. 18-50, S. 32: „Ein Satz ist ein Ereignis, ein Fall, a token.“

³⁴ Ders.: *Der Widerstreit* (Anm. 33), S. 227

³⁵ Ders.: „Das Erhabene und die Avantgarde“. In: *Merkur* 424 (1984), S. 151-164, S. 152.

³⁶ Ders.: „Die Aufklärung, das Erhabene, Philosophie, Ästhetik“. Gespräch. In: Reese-Schäfer, Walter: *Lyotard zur Einführung*. Hamburg 3. Aufl. 1993, S. 121-165, hier: S. 156.

³⁷ Ders.: *Der Widerstreit* (Anm. 33), S. 16

³⁸ Ders.: „Grundlagenkrise“, in: *Neue Hefte für Philosophie* 26 (1986), S. 1-33, S. 4

³⁹ Ders.: „Der Augenblick, Newman“. In: ders.: *Philosophie und Malerei im Zeitalter ihres Experimentierens*. Berlin 1986, S. 7-23, S. 13.

⁴⁰ Vgl. ders.: „Die Aufklärung, das Erhabene, Philosophie, Ästhetik“ (Anm. 36), S. 156

⁴¹ Ders.: „Grundlagenkrise“ (Anm. 38), S. 24

Es spricht im Sinne des *Augen-Blicks der Ankunft* die Vor-ge-gebenheit der *Ex-sistenz* in der wörtlichen Bedeutung eines *Aus-sich-herausstehenden* an. Im ähnlichen Sinne hatte Schelling die *Positivität der Existenz* gegen Hegels „negativer Philosophie“ ausgespielt, denn Existenz sei nur solange ein „Nichts“, wie es vom Denken, der Reflexion zerteilt würde; andernfalls erscheint es, als „das *Seyn selber*“, *ekstatisch*: „Nicht Nichts“, wie Schelling bemerkt, von dem es später bei Lyotard wie bei Wittgenstein heißt: „Es zeigt sich“.⁴² Man könnte sagen: *Existenz duldet keine Negativität*, sie kann, wie im *Widerstreit* ausgeführt wird, „von keinem Willen (...) besiegt werden“; sie gemahnt daran, „sich zu situieren“.⁴³ *Gerade darin besteht die Positivität der Setzung, wie es im Ereignis der Performanz zum Ausdruck kommt.*

III. Performativität und Sinnauszeichnung: Kritik der Sprechakttheorie

Die klassischen Performanztheorien der Sprache von Austin und Searle bis zu Apel und Habermas haben diesen Punkt performativer Existenzsetzung allerdings verfehlt. Die Verfehlung liegt in der Bestimmung des Performativen selbst. Schärfer formuliert: Ihnen mangelt eigentlich an einem adäquaten Begriff des Aktes als Akt, als Vollzug im Sinne der Vorführung, der Aufführung oder Setzung, weil sie den Akt einseitig auf solche Handlungen präjudizieren, die intentional zugeschnitten sind. Was zählt ist der Akteur, das Sprechersubjekt, das souverän über seine Rede verfügt. Was dann interessiert, sind die Bedingungen solcher Verfügung, die Regeln des Handelns, ihre pragmatischen Präsuppositionen. So schreibt sich eine Tendenz fort, die bereits mit Chomskys Unterscheidung zwischen „Kompetenz“ und „Performanz“ beginnt und an der ausgesprochen oder unausgesprochen sowohl die Sprechakttheorie Searles als auch die „Theorie des kommunikativen Handelns“ von Habermas anschließen.⁴⁴ „Kompetenz“ definiert Chomsky als Fähigkeit, aus einem endlichen Regelapparat eine unbegrenzte Anzahl von Strukturen zu generieren, während die „Performanz“ im „aktuellen Gebrauch der Sprache in konkreten Situationen“ besteht.⁴⁵ Entscheidend ist der Fokus der *Regel* in bezug auf die Erzeugung von ‚Syntactic Structures‘ und des *Gebrauchs* in bezug auf die Performanz, die keiner eigenen Kompetenz bedarf, sondern auf der Anwendung dieser basiert. Der Ansatz wiederholt jenes Paradox, das die Philosophie der Sprache in Gestalt des eingangs skizzierten Zirkels heimsucht, ‚über‘ etwas zu sprechen, was im Vollzug des Sprechens schon vorausgesetzt werden muss. Insbesondere handelt es sich beim Begriff der Kompetenz um eine ideale Struktur, die allein vermöge der Performanz aufweisbar ist, die diese jedoch konstituiert. Die Kompetenz erweist sich in dem Maße als unzugänglich,

⁴² Schelling, Friedrich Wilhelm Josef: *Philosophie der Offenbarung 1841/42* (Paulus-Nachschrift). Hg. v. M. Frank. Frankfurt/M 1977, S. 167.

⁴³ Lyotard, Jean-François: *Der Widerstreit* (Anm. 33), S. 299

⁴⁴ Jürgen Habermas schließt unmittelbar an Chomsky an, wenn er eine Theorie „kommunikativer Kompetenz“ zu formulieren sucht; vgl. ders.: „Vorbereitende Bemerkungen zu einer Theorie der kommunikativen Kompetenz“. In: Habermas, Jürgen/Luhmann, Niklas: *Theorie der Gesellschaft oder Sozialtechnologie*. Frankfurt/M 1971, S. 101-141, hier: S. 101f.

⁴⁵ Vgl. Chomsky, Noam: *Aspekte der Syntax-Theorie*. Frankfurt/M 1971, S. 14.

wie einzig das Performative offen liegt, wobei das Unzugängliche das Offenbare determiniert, umgekehrt aber erst durch dieses hindurch ‚beobachtbar‘ scheint. *A posteriori* wäre dann zu rekonstruieren, was *a priori* gilt.⁴⁶ Mit Recht hat darum Searle der Chomskyschen Unterscheidung entgegengehalten, dass sie ein Konstrukt bliebe, dass es sich statt dessen beim Begriff der Kompetenz um eine „Performanz-Kompetenz“ handle.⁴⁷ Folglich dringt der Begriff der Praxis von Anfang an in die Systeme der Syntax ein. Die Analyse ihrer Kompetenz *entspringt* der Untersuchung ihrer Performanz, die wiederum eine ‚Theorie der Sprechakte‘ erfordert. Sie fundiert Sprache nicht in der Grammatik, auch nicht, wie Searle ergänzt, im „Symbol-, Wort oder Satzzeichen, sondern (in der) Produktion oder Hervorbringung des Symbols oder Wortes oder Satzes im Vollzug des Sprechaktes“.⁴⁸

Allerdings büßt die Sprechakttheorie im selben Augenblick, da sie die Logik des Vollzugs zu enträtseln trachtet, ihren eigenen Anspruch wieder ein. Denn nicht eigentlich formuliert sie eine Performativitätstheorie der Sprache, sondern eine *pragmatische Bedeutungstheorie*, die die Sinnauszeichnung der Rede, der sie zu entkommen sucht, restituiert. Anders gewendet: Die „Performanz-Kompetenz“ Chomskys gerät bei Searle zu einer *Performanz-Semantik*, die das Problem der Kompetenz auf die Seite des Handelns zieht. Nicht Regeln der Grammatik sind gesucht, sondern Regeln der Praxis. Sie figurieren ausschließlich als *pragmatische Regeln des Modus*, die bei gleicher *Aussage* wechselnden *Sinn* beschreiben. Die Theorie der Sprechakte variiert auf diese Weise das Frege-Husserlsche Modusproblem und übersetzt es in Kategorien der Pragmatik.⁴⁹ Bedeutung ist keine Funktion des propositionalen Gehalts, vielmehr wird sie performativ durch Akte vollzogen, deren Handlungsmodalität wiederum durch ‚performative Verben‘ explizierbar sind, die die „performative Rolle“ der Äußerung repräsentieren. „P“ wandelt sich dann zu, „Ich <sage>, dass ‚p‘“,⁵⁰ wobei der Term <sage> für zugehörige Verben wie ‚behaupten‘, ‚erklären‘, ‚bitten‘ etc. steht. Hatte Frege den assertorischen Satz in die Komponenten „Sinn“ und „Bedeutung“ zerlegt,⁵¹ so dass sich ein und dieselbe Proposition durch den vollständigeren Modalausdruck „M*p*“ zu reformulieren wäre,⁵² gilt mit der Ersetzung von M durch die performative Rolle F die Gleichung $M*p* = F(p)$. Nicht nur modifiziert sich die Bedeutung eines Satzes unter den Bedingungen seiner Verwendung, vielmehr

⁴⁶ Krämer, Sibylle: *Sprache, Sprechakt, Kommunikation*. Frankfurt/M 2001, S.55f., sowie S. 58. Apel und Habermas haben diesen Typus von Rekonstruktionsanalyse mit einer transzendentalen Reflexion verglichen, die aus Gegebenen die immer schon vorausgesetzten Präsuppositionen zu entschälen trachtet; siehe auch weiter unten. Indessen bleibt der Charakter solcher Rekonstruktionen als „transzendente Argumente“ problematisch, weil diese selbst schon Interpretationen entspringen. Logisch ist, was wir „immer schon“ in unserem Sprechen und Handeln voraussetzen, nicht entscheidbar.

⁴⁷ Searle, John R.: „Chomskys Revolution in der Linguistik“. In: Grewendorf, Günther/Meggle, Georg (Hg.): *Linguistik und Philosophie*. Frankfurt/M 1974, S. 404-438, hier: S. 437.

⁴⁸ Ders.: *Sprechakte*. Frankfurt/M 1973, S. 30.

⁴⁹ Ebenda, S. 49ff.. Ferner Davidson, Donald: *Wahrheit und Interpretation* (Anm. 26), S. 163-180.

⁵⁰ Jürgen Habermas rekonstruiert die typische Form des illokutiven Sprechaktes mit: „Ich ... (Verb) dir, dass ... (Satz)“. Ders.: „Was heißt Universalpragmatik?“ In: Apel, Karl-Otto (Hg.): *Sprachpragmatik und Philosophie*. Frankfurt/M 1976, S. 174-272, hier: S. 217.

⁵¹ Frege, Gottlob: „Über Sinn und Bedeutung“. In: ders.: *Funktion, Begriff, Bedeutung*. Göttingen 1962, S. 40-65.

⁵² Vgl. auch Tugendhat, Ernst: *Vorlesungen zur Einführung in die sprachanalytische Philosophie*. Frankfurt/M 1976, S. 74ff., 506ff.

wird Semantik – getreu der Maxime Wittgensteins, dass die Bedeutung der Gebrauch sei⁵³ – überhaupt als Funktion von Praxis beschreibbar, Hermeneutik in Pragmatik überführt. Ausdrücklich konstatiert darüber hinaus Searle, die linguistischen Tatsachen der Sprache „durch die Formulierung der zugrundeliegenden Regeln“ erklären zu wollen: „(E)ine Sprache sprechen bedeutet, Sprechakte auszuführen (...), und die Möglichkeit dieser Akte (beruht) allgemein auf bestimmten Regeln für den Gebrauch sprachlicher Elemente und der Vollzug die Akte (folgt) diesen Regeln“.⁵⁴ Was Wittgenstein lediglich als heuristische Beschreibungsmethode verstanden wissen wollte, avanciert damit zu einem theoretischen Postulat. Es erlaubt, Bedeutung, Modus und Praxis-Regeln im Sinne von ‚Konstitutiva‘ zusammenzudenken, die die Performativität der Rede und also auch den Modus des Sinns allererst hervorbringen.⁵⁵ Entsprechend lässt sich, wie es in *Sprechakte* weiter heißt, „(d)ie semantische Struktur einer Sprache (...) als eine auf Konventionen beruhende Realisierung einer Serie von Gruppen zugrundeliegender konstitutiver Regeln begreifen; Sprechakte sind Akte, für die charakteristisch ist, dass sie dadurch vollzogen werden, dass in Übereinstimmung mit solchen Gruppen konstitutiver Regeln Ausdrücke geäußert werden.“⁵⁶ Es handelt sich dabei nicht um Imperative, sondern um implizite Normen, die Searle später auch als „institutionelle Tatsachen“ gekennzeichnet hat, die eine eigene Klasse von Ontologien eröffnen.⁵⁷

Doch ererbt die Theorie der Sprechakte auf diese Weise die aporetische Konstellation der Chomskyschen Linguistik. Denn indem Searle der Praxis des Gebrauchs ein festes Ensemble konstitutiver Regeln zu entlocken trachtet, sanktioniert er im Terrain von Pragmatik dieselbe Teilung, die er gegen Chomsky eingewendet hatte. Er spaltet das Performative von neuem in Regel und Akt, wobei letzterer ersterer folgt⁵⁸ und gerät demnach in die selben Paradoxa, die gleichermaßen schon die Linguistik Saussures zerklüfteten und gegen die das frühe Sprachdenken Heideggers und Wittgensteins ebenso opponierten, wie die späteren Kritiken Davidsons oder Derridas. Denn jede Rekonstruktion von Regeln, seien sie syntaktischer oder pragmatischer Art, bedarf noch des Redens ‚über‘ die Sprache, das sie von Anfang an geteilt hat, deren Teilung auf der Ebene der Begriffe wiederkehrt und sich in ihre Architektur einschreibt. So supponiert bereits die Methode, was die Theorie kategorial sistiert.

Der Zirkel hat im Metier der Sprechakttheorie insbesondere eine *Identitätsauszeichnung des Performativen* zur Folge. Sie macht den Kern ihrer Engführungen aus.⁵⁹ Indem sie einen intentionalistischen Handlungsbegriff unterstellt, der den Sprecher zum Akteur seiner Rede erklärt, der folglich über deren performativem Status verfügt und weiß, was er

⁵³ Vgl. etwa Wittgenstein, Ludwig: *Philosophische Grammatik* (Anm. 23), S. 59f. sowie 65ff.

⁵⁴ Searle, John R.: *Sprechakte* (Anm. 48), S. 30.

⁵⁵ Ebenda, S. 54ff.

⁵⁶ Ebenda, S. 59.

⁵⁷ Ders.: *Die Konstruktion der gesellschaftlichen Wirklichkeit. Zur Ontologie sozialer Tatsachen*. Reinbek bei Hamburg, 1997, S. 18 u. 89ff.

⁵⁸ Vgl. auch: Krämer, Sibylle: *Sprache, Sprechakt, Kommunikation* (Anm. 46), S. 68.

⁵⁹ Vgl. Mersch, Dieter: „Kommunikative Identitäten und performative Differenzen. Einige Bemerkungen zu Habermas' Theorie der kommunikativen Rationalität“. In: *Preproceedings of the 20th International Wittgenstein-Symposium*. Kirchberg (1997), S. 621-628.

tut,⁶⁰ ist die Rekonstruierbarkeit der pragmatischen Regeln und damit auch die Explikation von „p“ durch die Version „Ich <sage>, dass ‚p‘“ garantiert. Niedergelegt wird diese Garantie durch die für die Sprechakttheorie zentralen bedeutungstheoretischen Prämisse des „Prinzips der Ausdrückbarkeit“, das den Konnex zwischen Intentionalität und sprachlichem Ausdruck schließt.⁶¹ Es erlaubt zudem die Standardisierung der Rede auf die Kardinalstruktur der *Illokution*, die zur Norm gerät und die Analyse der Sprache fortan als Regelfall regiert.⁶² Gleichzeitig führt sie den Begriff der Verständigung als ein auf „Einverständnis abzielendes Verhalten“⁶³ an und erscheint somit für die gesamte linguistische Theorie des Performativen paradigmatisch. Hatte Austin noch zwischen „Lokution“, „Illokution“ und „Perlokution“ differenziert und derart unterschiedliche Gebrauchsweisen der Rede markiert,⁶⁴ kapriziert sich Searle einzig auf die Geltung des Illokutionären und verurteilt die Perlokution zur Abweichung vom illokutionären Standardfall. Verbunden ist damit eine Weichenstellung, die das schon gegenüber der Wittgensteinschen ‚Gebrauchstheorie‘ reduktive Unternehmen der ‚Sprachakttheorie‘ nochmals auf eine ‚Theorie illokutionärer Akte‘ einschränkt. Habermas’ Universalpragmatik folgt wiederum dieser Einschränkung, so dass sich seine *Theorie kommunikativer Vernunft* letztlich zu einer *Theorie illokutiver Rationalität* verkürzt. Die mit der Emphase kommunikativer Vernunft gegenüber Instrumentalität vindizierte Scheidung zwischen *Praxis* und *Poiesis* verliert auf diese Weise ihren Stachel.

Die spezifische Pointe der Austinschen Unterscheidung zwischen „Illokution“ und „Perlokution“ liegt aber in der Trennung zwischen *performativer Identität* und *Differenz*. Denn auffallend an Illokutionen ist ihre „Selbstausszeichnung“: *Sie sagen, was sie tun und tun, was sie sagen*. „Sprechhandlungen interpretieren sich selbst“, heißt es auch bei Habermas, „sie haben nämlich eine selbstbezügliche Struktur. Der illokutionäre Bestandteil legt in der Art eines pragmatischen Kommentars den Verwendungssinn des Gesagten fest. (...) Dieser selbstbezügliche Kommentar wird performativ durch den Vollzug einer Handlung kundgegeben und nicht, wie der kommentierte Aussageinhalt, explizit als Wissen dargestellt.“ Deshalb „identifizieren sich (Sprechhandlungen) selbst. Weil der Sprecher, indem er einen illokutionären Akt ausführt, zugleich sagt, was er tut, kann der Hörer, der die Bedeutung des Gesagten versteht, den vollzogenen Akt ohne weiteres als eine bestimmte Handlung identifizieren. (...) Die in einer natürlichen Sprache ausgeführten Akte sind stets selbstbezüglich. Sie sagen zugleich, wie das Gesagte zu verwenden und wie es zu verstehen ist.“⁶⁵ Austin hat dem durch die Formulierung

⁶⁰ Vgl. zur Beziehung zwischen Sprechakt und Intentionalität bes. Searle, John R.: *Intentionalität*. Frankfurt/M 1991, S. 19ff. Ders.: „Intentionalität und Gebrauch der Sprache“. In: Grewendorf, Günther (Hg.): *Sprechakttheorie und Semantik*. Frankfurt/M 1979, S. 149-171.

⁶¹ Ders.: *Sprechakte* (Anm. 48), S. 34ff.

⁶² Ausdrücklich beschränkt sich die Habermassche Analyse, wie er selbst zugibt, „auf Sprechhandlungen (...), die unter Standardbedingungen ausgeführt werden.“ Habermas, Jürgen: *Theorie des kommunikativen Handelns*. 2 Bde. Frankfurt/M 1981, Bd. 1, S. 400.

⁶³ Vgl. ders.: „Vorbereitende Bemerkungen zu einer Theorie der kommunikativen Kompetenz“ (Anm. 44), S. 136.

⁶⁴ Austin, John L.: *Zur Theorie der Sprechakte* (Anm. 30), S. 114ff.

⁶⁵ Ders.: *Nachmetaphysisches Denken*. Frankfurt/M 1988, S. 65, 86 und 113 passim. In einem ähnlichen Sinne hat Quine von der „Selbstbewahrheitung“ performativer Äußerungen und Davidson von ihrem „tendenziell(en) Selbsterfüllungscharakter“ gesprochen. Vgl. Quine, Willard Van Orman: *Theorien und Dinge*. Frankfurt/M 1991, S. 116. Davidson, Donald: *Wahrheit und Interpretation*. (Anm. 26) S. 161.

Rechnung getragen, dass Illokutionen Handlungen vollziehen, *indem* etwas gesagt wird („in saying“), während Perlokutionen Wirkungen induzieren, *dadurch dass* etwas gesagt wurde („by saying“), wobei es freilich keine illokutionären Vollzüge ohne perlokutionäre Effekte gibt.⁶⁶

Die Abgrenzung zwischen dem Indem-Modus und dem Dadurch-dass-Modus ist jedoch nicht immer klar. Zwar lässt sie sich auf die Unterscheidung zwischen Zwecken-in-sich-selbst und Zwecken-zu-Mitteln beziehen, die das *Praxis-Poiesis*-Schema nahe legt, insofern die illokutionären Rollen auf Verständigungen selbst abzielen und perlokutionäre Wirkungen in nichtsprachlichen Handlungen bestehen – und die ganze Emphase der Habermasschen Trennung zwischen „Arbeit“ und „Interaktion“⁶⁷ bzw. „instrumentellem“ und „verständigungsorientiertem Handeln“⁶⁸ zielt darauf ab; dennoch unterschlägt diese Lesart eine wichtige Nuance, die in die Austinschen Formulierungen eingeht. Sie besteht zur Hauptsache darin, dass Perlokutionen einen Übergang vom Präsens zum Perfekt beinhalten, d.h. einen *zeitlichen Riss* anzeigen. Zwischen sprachlichem Vollzug und Handlungseffekt klafft ein Hiatus. In ihn sickert eine *performative Differenz* ein. Er deutet an, dass jeder Akt der Setzung qua Existenzakt nicht verfügbare Wirkungen zeitigt, die sich in die intendierten Handlungen und Bedeutungen ‚unfüglich‘ einmischen und sie zu unterlaufen vermögen. Dies deckt sich mit dem Hinweis Austins, dass „illokutionäre Akte *mit* der Äußerung gegeben sind, perlokutionäre aber noch *etwas anderes* verlangen“.⁶⁹

Die Engführung der Rede auf Illokutionarität bei Searle und Habermas impliziert statt dessen eine systematische Kupierung solcher unfüglichen Effekte, worauf auch Judith Butler aufmerksam gemacht hat.⁷⁰ Sie geht mit Betonung der Selbstidentifizierung des Sprechaktes einher, die Habermas, wie das Zitat bezeugt, auf *alle* Sorten von Sprechhandlungen ausweitet. Wir haben es entsprechend nicht nur mit einer performativen Bedeutungstheorie zu tun, sondern vor allem mit einer *Identitätssemantik*. Sie reproduziert auf dem Territorium von Sprache den *klassischen Topos einer Übereinstimmung zwischen Form und Inhalt*. Ihr korreliert im vollendeten Kunstwerk die Einheit von Materie und Ausdruck. Deren Identifikation verfährt idealistisch. Sie findet sich philosophisch gewendet gleichfalls in Gadammers hermeneutischem ‚Vorgriff auf Vollkommenheit‘ wie im analytischen *Principle of Charity*, das diesen variiert.⁷¹ Insbesondere thematisiert Gadamer, wo er auf das Verhältnis von Form und Stoff zu sprechen kommt, diesen einzig als Form.⁷² Die sich dem Sinn *nicht* fügende Materialität ebenso wie die sich gelungener Bedeutungsvollzüge verweigernden Performanzen kommen demnach ausschließlich in Relation ihrer Bedeutsamkeit ins Spiel. Wiederholt wird damit ein klassisches Ideal: Die Materialität der Kunst gleichwie die Performativität

⁶⁶ Austin, John L.: *Zur Theorie der Sprechakte* (Anm. 30), S. 135f.

⁶⁷ Habermas, Jürgen: *Technik und Wissenschaft als Ideologie*. Frankfurt/M 8. Aufl. 1976, S. 62ff.

⁶⁸ Ders.: *Theorie des kommunikativen Handelns* (Anm. 62). Bd. 1, S. 25ff.

⁶⁹ Austin, John L.: *Zur Theorie der Sprechakte* (Anm. 30), S. 144 (Herv. v. m.).

⁷⁰ Butler, Judith: *Haß spricht, Zur Politik des Performativen*. Berlin 1998, S. 30ff.

⁷¹ Vgl. Davidson, Donald: *Wahrheit und Interpretation* (Anm. 26), S. 183ff. Ferner Scholz, Oliver R.: *Verstehen und Rationalität*. Frankfurt/M 2. Aufl. 2002, bes. S. 81ff.

⁷² Gadamer, Hans-Georg: „Gibt es Materie? Eine Studie zur Begriffsbildung in Philosophie und Wissenschaft“. In: ders.: *Gesammelte Werke*. Bd. 6. Tübingen 1987, S. 201-217.

der Handlung dienen allein der Unterstützung oder Verstärkung ihres Gehalts. Im Modus der illokutionären Selbstausszeichnung der Rede unterstreicht diese deren Semantik und bestätigt sich selbst: Eine Behauptung (semantisch) ist eine Behauptung (performativ). Searles wie auch Habermas' Begriff der Performanz partizipieren an diesem Geist der Klassik.

Dem wäre allerdings entgegenzuhalten, dass der Begriff der Illokution überhaupt Illusion ist. Nicht nur sind ihre perlokutionären Effekte nicht zu tilgen, vielmehr bleibt die im Identitätsmodus implizierte Gegenwart des Aktes ein Vorurteil: Der zeitliche Hiatus der Perlokution, ihre Differenz zwischen Äußerung und Wirkung, gilt gleichermaßen für die Illokution. Er hängt an der *chronischen Nichtrekonstruierbarkeit des Modus*. Etwas ist gesagt, „p“; aber der zeitliche Augenblick der Setzung hält den performativen Status der Äußerung im Dunkeln. Nur unter Annahme des „Prinzips der Ausdrückbarkeit“ und damit der Souveränität des Sprechers, der weiß, was er tut, ergibt sich die Möglichkeit einer Explikation des Sprechaktes. Wir haben es hier mit einem Übergang von dem, was Austin „primäre performative Äußerungen“ (Ich werde da sein.) nennt, zu „explizit performativen Äußerungen“ (Ich verspreche, dass ich da sein werde.) zu tun.⁷³ Dann entspricht das Problem der Rekonstruktion des Modus der Selbstreflexion des Sprechers auf den performativen Rang seiner Rede. Solche Reflexion geschieht immer sekundär – sei es auf Nachfrage oder durch den verständnislosen Blick des anderen, aufgrund einer Irritation oder einer situativen Unbestimmtheit. Sie fordert den Transfer von „p“ zu „Ich <sage>, dass ‚p‘“. Die Frage ist, wie solcher Transfer ohne gleichzeitige Modifikation der Bedeutung möglich ist. Habermas' Antwort besteht – im Anschluss an Searle – in der Rekonstruktion des zugrundeliegenden performativen Verbs, das die Handlung ausdrückt. Doch liegt das Verb der Äußerung zugrunde? Wir äußern „p“ und nicht „Ich <sage>, dass ‚p‘“, wobei das zugehörige performative Verb <sagen> allererst reflexiv aufzuweisen wäre – und es gibt keine Gewähr, dass die *Antwort*, die wir auf *Nachfrage* geben, richtig oder angemessen ist, denn es kann sein, wie Davidson treffend bemerkt, dass die Explikation „Ich behaupte hiermit, dass ‚p‘“ gar nichts behauptet: „(D)er Modus der Worte ist keine Garantie für die Art der Äußerung“.⁷⁴

„P“, so die These, differiert mit seiner Ersetzung durch „Ich <sage>, dass ‚p‘“ nicht nur im Einzelfall, sondern ist *nie* identisch; es handelt sich vielmehr um einen anderen Sprechakt, weshalb die Strategie der Explikation nur ein weiterer Zug auf der Szene der Sprache darstellt. Sie enthält eine Transformation, eine Bedeutungsverschiebung, denn jede Modifizierung, so auch Austin, modifiziert die Bedeutung.⁷⁵ Sie ist dem zeitlichen Riss der Reflexion geschuldet. Der Anlass der Reflexion aber ist die Rückfrage. Sie nötigt zur Verdeutlichung der performativen Funktion und eröffnet eine dialogische Sequenz. D.h., der Übergang von „p“ zu „Ich <sage>, dass ‚p‘“ enthält bereits die komplette Struktur eines Dialogs, der zwischen Äußerung, Frage und Erklärung einen Zeit-Raum aufspannt, worin immer schon die Spur des Anderen anwesend ist. Darum ist die explizit performative Äußerung stets das Produkt einer Differenz. Darauf hat gleichfalls Derrida abgehoben:

⁷³ Vgl. Austin, John L.: *Zur Theorie der Sprechakte* (Anm. 30), S. 87ff. Habermas erklärt sie zur „Standardform“ seiner Rekonstruktion; vgl. ders.: „Was heißt Universalpragmatik?“ (Anm. 50), S. 217.

⁷⁴ Davidson, Donald: *Wahrheit und Interpretation* (Anm. 26), S. 160.

⁷⁵ Vgl. Austin, John L.: *Zur Theorie der Sprechakte* (Anm. 30), S. 84f.

„Mag (der Sprecher) auch glauben, dass er die Operationen ausführt, so ist in jedem Augenblick und gegen seinen Willen sein Platz – die Öffnung hin auf die Gegenwart/das Präsens von wem auch immer, welcher glaubt, *ich* sagen zu können (...) – entschieden durch einen Würfelwurf, für den der Zufall dann unerbittlich das Gesetz entwickelt. (...) Jeder Ausdruck (...) hängt in jedem Augenblick von seinem Platz ab und lässt sich (...) in eine geordnete Reihe von Verschiebungen, von Gleitbewegungen, von Transformationen, von Rekursivitäten fortreißen, jeder vorangehenden Proposition ein Glied hinzufügend oder abschneidend.“⁷⁶

IV. Nichtrekonstruierbarkeit des Augenblicks der Setzung

Im *Widerstreit* hat Lyotard außerdem darauf bestanden, dass jeder Satz in seiner Anfangslosigkeit zugleich einen *Einsatz* bietet, der die fortwährende Bewegung der Sprache ebenso unterbricht wie in eine andere Richtung lenkt.⁷⁷ Insofern spaltet der Sprechakt die Sprache im selben Maße, wie er sie kontiniert. Es ist diese doppelte Frage von Kontinuität und Spaltung, von Differenz und Fort-Setzung, die für die Bestimmung des Performativen von Belang ist. Denn eine Äußerung als Ereignis und eine Rede als Serie von lauter Diskontinuitäten zu verstehen, begibt sich um die Möglichkeit der Verknüpfung und also auch um die gleichermaßen für Luhmann wesentliche Dimension des Anschlusses. Sie vereitelte überhaupt die Konstitution von Sinn. Verkettungen sind darum, wie auch Lyotard konstatiert, unumgänglich, jedoch stets problematisch. Ist ein Satz gesetzt, muss eine Regel gefunden werden, die seine Verkettung gestattet – denn, so Lyotard in dem auf die *Streitgespräche* folgenden Streitgespräch, „das einzige Verbrechen ist, nicht zu verknüpfen. (...) Und wenn wir hier sind, so vielleicht nur um es wiederzuerwecken, das: ‘Es muß verknüpft werden’ (...)“.⁷⁸ Wenn daher auch eine Verknüpfung als *notwendig* erachtet wird, und sei es nur durch ein Schweigen, so bleibt doch stets offen, *wie* fortgesetzt werden kann: Jede Verkettung erweist sich zugleich als *kontingent*. Entsprechend avanciert ihr Problem zum immer wieder neu angegangenen Kardinalthema des *Widerstreits*, das freilich bei Lyotard eine ganz andere Lösung erfährt als bei Luhmann, weil jede Fortsetzung auch das *Problem der Unterbrechung* aufwirft. Denn einen Satz auf einen anderen folgen lassen bedeutet, zwischen beiden einen Riss, einen Unter-Schied auftreten zu lassen: Zwischen ihnen klafft jene Leere, die die ästhetische Form des *Widerstreits* wie auch der Stil von Wittgensteins *Tractatus* durch die Abstände zwischen den Anschnitten oder Sätzen kenntlich macht.⁷⁹ Nicht nur existiert eine Folge von möglichen Anschlüssen, sondern jeder Anschluss diskontiniert in

⁷⁶ Derrida, Jacques: *Dissemination*. Wien 1995, S. 335, 337.

⁷⁷ Lyotard, Jean-François: *Der Widerstreit* (Anm. 33), S. 10f., 227 et passim.

⁷⁸ Ders.: *Streitgespräche, oder: Sprechen ‘nach Auschwitz’* (vollständige Ausgabe mit Diskussion), Bremen o.D., S. 75.

⁷⁹ Vgl. Mersch, Dieter: „Setzungen: Wittgensteins Stil im Tractatus“. In: *Wittgenstein und die Zukunft der Philosophie. Eine Neubewertung nach 50 Jahren*. Papers of the 24th. International Wittgenstein Symposium, Kirchberg 2001, p. 64-71.

jedem Augenblick das Fortgesetzte, verweigert das System. Deswegen sagt Lyotard, dass die Sprache „zwischen den Sätzen auf dem Spiel steh(t).“⁸⁰

Berührt ist damit die Frage nach der Relation zwischen *Alienation* und *Regel*, die so viele Missverständnisse ausgelöst hat: Die „Heterogenität“ zwischen den Sätzen „besteht in ihrer Inkommensurabilität oder Unübersetzbarkeit,“ lautet eine These der *Streitgespräche*.⁸¹ Was Lyotard festzuhalten sucht, ist das Außerordentliche jeder Äußerung, seine Singularität. So geht es bei dem Ausdruck „Inkommensurabilität“ weder um logische Unvergleichbarkeit noch um die prinzipielle Unmöglichkeit von Übersetzung, wogegen Richard Rorty wie auch Donald Davidson Einwände erhoben haben,⁸² sondern um die Aussetzung einer Metaregel, die *alle* Übergänge zwischen den verschiedenen Sprachspielen oder Diskursarten stiftet. Vielmehr geschehen diese durch den Augenblick der Setzung und seiner *Plötzlichkeit* unvorhersehbar wie ein Einfall, der kommt ohne herbeigerufen zu sein. Dem Anschluss, der Kontinuierung der Rede eignet damit ein Moment von *Zufall*. Seine Diskontinuität wird nicht, wie Searle zu unterstellen scheint, durch die Regel aufgehoben; vielmehr durchschneidet die Einzigartigkeit des Aktes die ‚institutionellen Tatsachen‘ – wie auch Searle das unvermutete Auftauchen einer Intention, die einem Gespräch eine andere Wendung erteilt, kaum zu erklären vermag.

Es ist dies zugleich die kritische Stelle der fruchtlosen Debatte zwischen Searle und Derrida, die um die Rätsel von Gleichheit, Iterabilität, Regel und Nichtwiederholung kreiste.⁸³ Ihre Fruchtlosigkeit enthüllte die Disparität der unterlegten Sprachbegriffe – die konstitutionelle Unvereinbarkeit zwischen strukturaler Semiologie und Sprachanalytik, die sich in den nicht auszuräumenden Missverständnissen der Auseinandersetzung niederschlug und zu der Ansicht Searles führte, Derrida habe die ‚beklagenswerte Eigenart‘, lauter Dinge zu sagen, die ‚offensichtlich falsch‘ seien. Denn indem Derrida vornehmlich an Saussure anschloss, bestimmte er das Zeichen aus der Schriftmarke (*marque*), die seine Identität ebenso sichert wie durchstreicht, während Searle mit dem Begriff der konstitutiven Regel eine Tradition aufrief, die Identität der Wiederholung analytisch voranstellte. Der Streit entzündete sich damit an der Opposition zwischen Regel und *différance* als genuine Orte der Performativität der Rede. Kein Zeichen (*marque*), so Derrida, kann umhin zu zirkulieren; nur was iterierbar ist, kann als solches fungieren, wie umgekehrt eine Wiederholung genügt, um ein Zeichen (*marque*) zu konstituieren.⁸⁴ Gesprochen oder geschrieben: das Zeichen verdankt seine Existenz seiner Iterabilität, weshalb es in *Die Schrift und die Differenz* heißt: „Denn es gibt kein Wort, noch ganz allgemein ein Zeichen, das nicht durch die Möglichkeit seiner Wiederholung konstruiert ist. Ein Zeichen, das sich nicht wiederholt, das nicht schon durch die Wiederholung in

⁸⁰ Lyotard, Jean-François: *Der Widerstreit* (Anm. 33), S. 11.

⁸¹ Ders.: „Streitgespräche, oder: Sprechen ‘nach Auschwitz’“ (Ausgabe in Weber/Tholen; Anm. 33), S. 49.

⁸² Rorty, Richard: „Habermas and Lyotard on Postmodernity“. In: Bernstein, Richard J. (Ed.): *Habermas on Modernity*. Cambridge 1985, S. 161-175. Davidson, Donald: *Handlung und Ereignis*. Frankfurt/M 1985, S. 311. Zur kritischen Auseinandersetzung mit den Einwänden von Davidson, vgl. Mersch, Dieter: „Das Paradox der Alterität“. In: Brouck, Manfred/Nau, Heinrich H. (Hg.): *Ethnozentrismus*. Darmstadt, 1997, S. 27-45, hier: S. 30ff.

⁸³ Vgl. Derrida, Jacques: „Signatur Ereignis Kontext“ (Anm. 5). Ders.: *Limited Inc abc ...* (Anm. 5), mit den „Antworten an Derrida“ in der Zusammenfassung von G. Gaff, S. 47ff. Vgl. ferner Frank, Manfred: *Das Sagbare und das Unsagbare*, Frankfurt/M 1980, S. 141ff.

⁸⁴ Derrida, Jacques: *Die Schrift und die Differenz*. Frankfurt/M 1972, S. 378.

seinem ‚ersten Mal‘ geteilt ist, ist kein Zeichen. Der bedeutende Verweis muss deshalb, um jedesmal auf dasselbe verweisen zu können, ideal sein – die Idealität aber ist nur das gesicherte Vermögen der Wiederholung.“⁸⁵ Es ‚gibt‘ folglich nicht die Marke oder die „Spur“ als auffindbare empirische Tatsachen, vielmehr ‚gibt es‘ sie allein durch die Struktur der Wiederholbarkeit, die sie ebenso hervorbringt wie im Prozess der Wiederholung, ihrer fortwährenden Dekontextuierung und Rekontextuierung verschiebt. Die Iteration schließt die Alteration ein: Das Zitat bedeutet den Platzwechsel, die ‚Trans-Position‘ des Zitierten, so, wie Derrida etwas präventiv vermerkt, die ‚Faltung‘, die Differenz ‚am Anfang steht‘ – eine Konsequenz, die in *Signatur Ereignis Kontext* vor allem gegen Austin ausgespielt wird, um die Geltung der Begriffe ‚Kontext‘, ‚Sprecher‘, ‚Ausdruck‘ und ‚Intentionalität‘ zu erschüttern und den handlungstheoretischen Zugriff des *Modusproblems* zu dekonstruieren.⁸⁶

Der Gedanke von Iterabilität und Alterität deckt sich indessen mit Saussures Untersuchungen zu antiken Anagrammen: „Die Identität eines Symbols kann niemals von dem Augenblick an festgelegt werden, wo es Symbol ist. (...) (A)ber ein jedes Symbol existiert nur, weil es in die Zirkulation hineingeworfen ist“, doch ist man „im selben Augenblick absolut unfähig (...), zu sagen, worin seine Identität im nächsten Augenblick bestehen wird“.⁸⁷ Eine Nicht-Identität oder Trennung-von-sich, diese gleichermaßen für die Dekonstruktion maßgebliche Aussage, wurzelt im Zeichen selber, und zwar aufgrund der Nichtidentität der Zeit; doch bleibt diese Idee des *Ereignens*, der wesentlichen Temporalisation im Format von Sprechakt und Regel unverstänlich – denn eine Regel, so Wittgenstein, erzeugt stets das gleiche. Sie ist, wie Wittgenstein unter Hinweis auf Vokabeln wie „Unerbittlichkeit“ und „Abrichtung“ nahe legte,⁸⁸ tendenziell einer Apparatur verschwistet. Man könnte sagen: In der nichtdifferentiellen Wiederholung, die die Singularität des Wiederholten tilgt, drückt sich das Credo des Technischen aus. Auf diesen Gegensatz reduziert sich schließlich die ganze Diskussion zwischen Derrida und Searle: Die Gleichheit, die die Regel induziert, führt im Rahmen der Analytik die Wiederholung *logisch* und damit auch mechanisch an, während die strukturelle Semiologie die Logik umgekehrt dem Reich der Zeichen unterstellt und somit – *semiologisch* – der

⁸⁵ Ebenda, S. 373. Die maßgebliche Differenz verläuft so zwischen Zeichen und Ereignis, denn „(n)ie kann ein Zeichen ein Ereignis sein, wenn Ereignis etwas unersetzlich und irreversibel Empirisches sein soll. Ein nur ‚einmal‘ vorkommendes Zeichen wäre keins. (...) Denn ein Signifikant (überhaupt) muss in seiner Form trotz aller ihn modifizierenden Unterschiedlichkeit seines empirischen Auftretens stets wiederzuerkennen sein. Er muss *derselbe* bleiben und als derselbe immer wiederholt werden können, trotz der Deformationen und durch sie hindurch, die das, was man empirisches Ereignis nennt, ihm notwendigerweise zufügt. Ein Phonem oder Graphem (...) kann () als Zeichen und als Sprache überhaupt nur insofern fungieren, als seine formale Identität es wiederzugebrauchen und wiederzuerkennen gestattet.“ Ders.: *Die Stimme und das Phänomen*. Frankfurt/M 1979, S. 103.

⁸⁶ Ders.: „Signatur Ereignis Kontext“ (Anm. 5), S. 333ff. Damit wird für Derrida das Modusproblem überhaupt fraglich; es gleitet ins Unbestimmte, weil zuletzt der Kontext unbestimmt bleibt. Darüber hinaus macht Derrida eine weitere Konsequenz geltend, die sowohl die Bedeutsamkeit des Problems offenlegt als auch eine Verschiebung erlaubt, die wiederum das Performanzkonzept transformiert. Denn Derrida diskutiert die Problematik des Sprechaktes exemplarisch am Beispiel des „parasitären“ Sprechakts, des Bühnenzitats. Es handelt sich dabei nicht um ein kapriziöses Beispiel, sondern gerade um jenen strittigen Punkt, an dem die Sprechaktkonzeption ihr Versagen bezeugt: Die Frage der Ironie, des Zitat, des indirekten Sprechakts. Insbesondere zersetzt das Beispiel die Gültigkeit der konstitutiven Regel.

⁸⁷ Vgl. Starobinski, Jean: *Wörter unter Wörtern. Die Anagramme von Ferdinand de Saussure*. Frankfurt/M Berlin Wien 1980, S. 10, 11.

⁸⁸ Wittgenstein, Ludwig: *Philosophische Untersuchungen* (Anm. 24), §§6, 195ff.

Wiederholung den Vortritt lässt. Wir haben es folglich mit einer Entscheidung zwischen Logik einerseits und Semiologie bzw. Grammatologie andererseits zu tun, die unentscheidbar bleibt, die dennoch in bezug auf die Struktur des Performativen ein wesentliches Dilemma enthüllt.

Es ist das Dilemma, dass sich mit der Kategorie der Handlung, sei er als Akt oder als Wiederholung gefasst, im Vollzug der Handlung etwas entdeckt, das sich der Verallgemeinerung entzieht. Weder geht es im Prinzip der Regel noch in der Bestimmung des Zeichens (*marque*) auf; vielmehr verharrt es in der Paradoxie, in der Regel ein Irreguläres und in der Wiederholung ein Nichtwiederholbares zu denken, d.h. etwas zu denken, was sich der Begriffe der Handlung und des Zeichens (*marque*) ebenso bedient wie widersetzt. Weil der Akt im Einsatz sich gleichermaßen setzt wie fort-setzt, funktioniert er *als Regel irregulär* und *als Zeichen*, das durch seine Wiederholbarkeit bestimmt ist, *zeichenlos*. Deshalb hat Derrida auch anmerkt, dass es die „Vorstellung eines *ersten Mals* (...) ist, die an sich rätselhaft wird“.⁸⁹ Der Umstand deutet jedoch auf einen weiteren Punkt, der über Derrida hinausführt. Denn performative Setzungen ereignen sich für Derrida wesentlich *als* Differenz-Setzungen. Dann partizipieren sie als Diskontinuitäten an der Kontinuierung der Rede; sie ent-springen ihrer Verkettung, bleiben überall auf sie bezogen. Die Differenz, deren Notwendigkeit zu denken Derrida immer wieder gegen Searle reklamiert, hat darin ihr Vorspiel, ihren Bezug und ihre Plausibilität *als* Differenz. Es gibt sie nur als solche, d.h. als Bruch, solange sie ihren Grund in der Fortsetzung hat, d.h. auch solange eine Fort-Schreibung der Zeichen (*marques*) erfolgt. Doch wie ebenso wohl der Bruch als *Abbruch* einer Kommunikation geschehen kann – und es käme einer rhetorischen Schleife gleich zu sagen, die Kommunikation werde, indem sie abgebrochen wird, weitergeführt – kann mit der performativen Setzung auch ein ‚anderer Anfang‘, eine *Neusetzung* geschehen. Dann bekommt man es allerdings mit dem Problem des Neuen zu tun, an dem das nämliche Paradox haftet, sich stets auf der Folie eines Vorangegangenen zu artikulieren, aus dem es sich gleichwohl nirgends vollständig ratifizieren lässt. Zwar scheint der Widerspruch die Aussichtslosigkeit einer absoluten Setzung zu beweisen, doch bliebe dann Neues überhaupt aus.⁹⁰ Vielmehr gilt umgekehrt, dass Neues und Anderes *in ihrer Bestimmung* der Rekursion bedarf, weshalb die Bestimmung chronisch unzulänglich bleibt, weil sie sich auf etwas bezieht, was mit ihr bereits gebrochen hat – *nicht jedoch in ihrer Setzung*. Die Annahme einer *absoluten Setzung* scheint darum unverzichtbar. Der alleinige Fokus auf *différance* und Differenz-Setzung verkennt dagegen die Möglichkeit des radikal Neuen ebenso wie radikale Andersheit und die Vollständigkeit eines Endes, eines rigorosen Abbruchs. Vielmehr lassen diese eine andere Dimension aufscheinen: *Ex-sistenz* im Sinne des Aus-sich-Herausstehenden, der *Ekstasis*. Die schillernden und nur katachretisch zu markierenden Begriffe des Neuen und Anderen, die aus der Ordnung der prädikativen Rede herausfallen, sind darauf verwiesen. Das lässt sich am Schweigen exemplifizieren –

⁸⁹ Derrida, Jacques: Die Schrift und die Differenz (Anm. 84), S. 310.

⁹⁰ Nichts sei für die Erkenntnis moderner Kunst „so schädlich“, heißt es beispielsweise bei Theodor W. Adorno, „wie die Reduktion auf Ähnlichkeiten mit älterer (...); sie wird auf eben das undialektische, sprunglose Kontinuum geruhiger Entwicklung nivelliert, das sie aufsprengt. (...) An zweiter Reflexion wäre es, das zu korrigieren.“ Vgl. ders.: *Ästhetische Theorie*. Frankfurt/M 1970, S. 36.

wie umgekehrt an dem plötzlichen Einsatz einer Stimme, mit der eine Rede anhebt und die Stille zerreißt: *Es lässt Erscheinen*. Der Handlung, dem Sprechakt geht diese Schwierigkeit des Einsetzen-mssens, des Anfangens in der Anfangslosigkeit, das stets eine Neueinsetzung bedeutet, vorweg, weshalb Hannah Arendt den Menschen überhaupt als einen ‚Anfänger‘ bezeichnete. Doch besteht das Mysterium, das Eigentümliche dieses Anfangens darin, dass es selbst kein Element des Sagens ist – dass es dem Gesagten entgeht: *Es zeigt sich*. Anders ausgedrückt: Die Setzung, der Anfang weist jedes Sprechen in einen uneinholbaren Grund. Es ist, gleichwie als Wieder-Holung oder Fort-Setzung, *Ereignis aus dem Nichts*.

‚Nichts‘ ist freilich eine verwirrende Kategorie. Nicht gemeint ist das Nichtsein, das *Nihil* der Metaphysik, das stets schon der Differenz von Anwesenheit und Abwesenheit und damit dem Spiel der Bestimmung entstammt; vielmehr verweist es auf den Augenblick der Setzung selbst, d.h. auf seine ebenso *zeitliche* wie *sinnliche* Dimension. Es bekundet darin seine Beziehung zu Präsenz und Präsens – zu der absoluten Gegenwart des *Ereignens*. Nicht der Unterschied von Sein und Nichts spielt darin eine Rolle – sondern Sein von Nichts her denken heißt schon, es als Ereignis denken. Es bedeutet gleichzeitig, in der Sprache nicht das „Gesagte“ auszuzeichnen, sondern das Moment der *Instantiierung* einer Rede, des *Auftauchens* eines Satzes, des ‚*Ein-Falls*‘ einer uerung. Ähnliches hatte auch Heidegger in immer neuen Wendung herauszustellen versucht, nicht nur in bezug auf die selbst noch verborgene Un-Verborgtheit der Wahrheit (*aletheia*), sondern ebenfalls in bezug auf die Sprache, die als „Gelut der Stille“ apostrophiert wird, das der „Erschweigung“ erst entspringt. Die Stille ermöglicht die Ereignung, so dass das Nichts ursprünglicher gesetzt ist als das Wort oder das Seiende.⁹¹

Es ist dieses Verständnis von ‚Nichts‘, das in der Theorie des Performativen seine außerordentliche Stellung behauptet, weil auf diese Weise das *Ereignis der Existenzsetzung* selbst bedeutsam wird. *Es meint den Augen-Blick des In-Erscheinung-tretens, des Sichzeigens*. Dieses Sichzeigen gehört zur Sprache. Es gründet im Performativen. Die Rede ist damit stets doppelt besetzt: Nirgends geht sie im Gesagten alleine auf, sondern bezeugt beständig ihre Seite des Zeigens, des Erscheinens. Sie enthüllt darin ihr *sthetisches*. Jeder Akt gleicht einem Bild; jeder Setzung kommt diese Außenseite zu. Sie gibt sich in der Kraft, der spezifischen Wirksamkeit des Performativen, der Gravitation ihrer Materialität, ihrer besonderen Präsenz zu erkennen. Jede uerung, jeder Satz oder Akt wird von diesem *genuinen Chiasmus zwischen Diskurs und Aisthesis, Sagen und Zeigen, Sinn und Existenz* durchschnitten. Er impliziert im Reden einen unintelligiblen berschuss.⁹² Auf der Szene der Sprache sein heißt, dass sich die Ordnungen des Sagens fortwährend verwischen, heißt, dass sich die Sprache aus dem Chiasmus von Sagen und Zeigen ereignet – heißt, seinem Ereignen *ausgesetzt* sein.

⁹¹ Heidegger, Martin: *Unterwegs zur Sprache* (Anm. 18), S. 29ff.

⁹² Aufgrund der Körperlichkeit des Aktes sowohl als auch seiner nicht verfügbaren perlokutionären Effekte spricht ähnlich Judith Butler von einem „Überschuss“ des Performativen über das Semantische: „Der Sprechakt sagt immer mehr oder sagt es in anderer Weise, als er sagen will;“ vielmehr habe die performative uerung eine „unvorhersehbare Zukunft“. Vgl. Dies.: *Haß spricht* (Anm. 70), S. 22, 202. Die Beziehung zwischen Sagen und Tun bleibe deshalb im Akt letztlich „unbestimmt“; ebenda, S. 133.

V. Kritik des performativen Selbstwiderspruchs

Der auf diese Weise ins Spiel kommende Chiasmus greift weit über die Figur der „performativ-propositionale Doppelstruktur der Rede“ bei Habermas hinaus.⁹³ Er sprengt deren Dualismus. Habermas hatte mit dem Modell der Doppelstruktur der Differenz zwischen Handlung und Referenz zu entsprechen versucht und in jedem Sprechakt eine Dualität von propositionalem Gehalt und performativem Anteil ausgemacht. Mit ersterem beziehen wir uns auf die Welt, mit letzteren konstituieren wir Sozialität, und zwar so, dass wir performativ für das jeweils Gesagte einstehen. In beidem repräsentiert sich die Form der verständigungsorientierten Einstellung des Sprechers auf den Hörer, seine besondere Weise des *Bezugs*, wobei die Bedeutung der Rede jederzeit durch Explikation ihres performativen Status ‚aufgeklärt‘ werden kann. Das Modell macht eine Reihe von Voraussetzungen, wie sie für die Sprechakttheorie überhaupt gelten, so z.B. des Primats der Sprecherorientierung, der Souveränität der Handlung, der Identifizierbarkeit der performativen Rolle einer Äußerung und damit auch der ‚Aufklärbarkeit‘ des Sinns, woran sich wiederum die Möglichkeit kollektiver Aufklärung der am Gespräch Beteiligten bemisst. Wichtig ist jedoch, dass sich mit der Explikation des Performativen ein einklagbarer Anspruch verbindet. Er verbürgt das Soziale. Es bildet darum sowohl eine Funktion des Sinns als auch seiner Beglaubigung. Das Soziale gelingt, wo beide im Ideal konsensueller Kommunikation zur Deckung kommen; umgekehrt zerfällt es, wo sie dispersieren, wo folglich Referenz und Performativität auseinander treten oder zueinander in Widerspruch geraten. Mit dem Performativen ist deshalb die Geltungsbasis der Rede gegeben, die zugleich ihre soziale Bindungsfähigkeit garantiert, gleichsam ihre ‚rationale‘ *religio*. Die „pragmatische Wende“, so Habermas, impliziert somit eine „Umwertung der ‚illokutiven Kraft‘“: Nicht länger sei sie im Sinne Austins als eine irrationale Komponente zu verstehen, sondern „(n)ach der pragmatisch aufgeklärten Lesart bestimmt die Moduskomponente den Geltungsanspruch, den der Sprecher im Standardfall mit Hilfe eines performativen Satzes erhebt. Damit wird der illokutionäre Bestandteil zum Sitz einer Rationalität, die sich als ein struktureller Zusammenhang zwischen Geltungsbedingungen, darauf bezogenen Geltungsansprüchen und Gründen für deren diskursive Einlösung darstellt.“⁹⁴

So ist ein Rationalitätsprogramm von Kommunikation inauguriert, das sich systematisch auf die *Differenz von Performativ und Proposition* stützt. Doch indem seine Basis die Auszeichnung der Illokutivität der Rede bildet, sichert es sich von vornherein seine *Identität in der Differenz*. Sofern überdies mit dieser Identität stets auch der Übergang von „p“ zu „Ich <sage>, dass ‚p‘“ gelingt, deren Gelingen zugleich das Glücken „unverzerrter Kommunikation“ anzeigt, folgt aus der Rekonstruktion der allgemeinen Struktur idealer Verständigung durch „Ich <spreche> mit dir über etwas“ ein vierdimensionaler Schematismus der Geltungsbasis, differenziert nach den Partikeln des Satzes ‚Ich‘, ‚Du‘, ‚Etwas‘ und ‚Sprechen‘. Dann ergibt sich aus deren Tableau ganz zwanglos die von Habermas in Anschlag gebrachte Irreduzibilität der Dimensionen

⁹³ Habermas, Jürgen: „Vorbereitende Bemerkungen zu einer Theorie der kommunikativen Kompetenz“ (Anm. 44), S. 104f.

⁹⁴ Ders.: *Nachmetaphysisches Denken* (Anm. 65), S. 80

‚Subjektivität‘, ‚Intersubjektivität‘, ‚Objektivität‘ und ‚Sprachlichkeit‘ mit ihren korrespondierenden Geltungsansprüchen der ‚Aufrichtigkeit‘, ‚normativen Richtigkeit‘, ‚Wahrheit‘ und ‚Verständlichkeit‘.⁹⁵ Letzterer wird als unmittelbar zur Rede gehörig seit der *Theorie des kommunikativen Handelns* der Voraussetzungslage des Modells selber zugeschlagen.⁹⁶ Die Architektur der Theorie erweist sich damit als gleichsam ‚grammatikalisch vollständig‘.

Was Habermas allerdings derart als ‚universale Pragmatik‘ entwirft, hat Apel nochmals transzendentalphilosophisch gewendet und damit, was lediglich Resultat rationaler Rekonstruktionen sein wollte, dem Pathos der „Letztbegründung“ unterzogen. Diese beansprucht, das philosophische Problem der Legitimität des Rationalen dadurch ein für allemal zu erledigen, dass sie sowohl die Vernunft als auch ihre Begründung letztlich auf die selben transzendentalen Bedingungen diskursiver Rede zurückführt, mithin beide in eins zusammenschließt.⁹⁷ Nicht auf Wahrheit, Wahrhaftigkeit und normative Richtigkeit wären sprachliche Äußerungen zu *verpflichten*, so dass sie *rational werden*; vielmehr prägen sie gleichzeitig die „*unhintergehbare*“ *Struktur aller Kommunikation*.⁹⁸ Kernpunkt der Argumentation bildet das Prinzip des „performativen Selbstwiderspruchs“,⁹⁹ das einer *reductio ad absurdum* gleicht und jeden Zweifel durch Sturz in dessen eigene Aporetik hintertreibt. Eine Kritik kommunikativer Rationalität wäre an zentraler Stelle an eine Kritik des performativen Selbstwiderspruchs zu binden.

Nach der Formulierung Apels gilt indessen als „letztbegründet“, „wenn ich etwas nicht ohne aktuellen Selbstwiderspruch bestreiten und zugleich nicht ohne formallogische *petitio principii* deduktiv begründen kann, dann gehört es eben zu jenen transzendentalpragmatischen Voraussetzungen der Argumentation, die man immer schon anerkennt haben muss, wenn das Sprachspiel der Argumentation seinen Sinn behalten soll.“¹⁰⁰ Dabei erfolgt der Nachweis in drei Schritten: (i) durch die Aufdeckung impliziter ‚pragmatischer‘ Präsuppositionen, die jeder Rede zugrunde liegen; (ii) durch Universalisierung des Sprachspiels der Argumentation, das Apel auch als ‚transzendentes Sprachspiel‘ apostrophiert, das allen anderen als Metaform vorausgeht; schließlich (iii) durch eine Begründung *via negationis*, die die Möglichkeit einen prinzipiellen Skepsis, die noch (i) und (ii) in Zweifel zieht, abweist. Der *erste* Punkt stützt sich auf die Sprechakttheorie Searles in der Version der *Universalpragmatik* von Habermas; der *zweite* Punkt sucht die Pluralität und Relativität der Wittgensteinschen Sprachspielkonzeption noch zu übersteigen, indem er sich auf ein ‚Metasprachspiel‘ der Argumentation beruft – eine Konsequenz, die der Intention Wittgensteins im übrigen

⁹⁵ Vgl. dazu ders.: „Was heißt Universalpragmatik?“ (Anm. 50), bes. S. 215ff.

⁹⁶ Ders.: *Theorie des kommunikativen Handelns* (Anm. 62). Bd. 1, S. 34ff.

⁹⁷ Vgl. etwa Apel, Karl-Otto: „Sprechakttheorie und transzendente Sprachpragmatik zur Frage ethischer Normen“. In: ders. (Hg.): *Sprachpragmatik und Philosophie*. Frankfurt/M 1976, S. 10-173.

⁹⁸ Ders.: *Transformation der Philosophie*. 2 Bde. Frankfurt/M 1973. Nach anfänglichem Widerstand hat auch Habermas ihre Gültigkeit für die Diskursethik anerkennt; vgl. ders.: „Diskursethik – Notizen zu einem Begründungsprogramm“. In: ders.: *Moralbewusstsein und kommunikatives Handeln*. Frankfurt/M 1983, S. 53-125, S. 53f.

⁹⁹ Etwa: Apel, Karl-Otto: „Das Problem der philosophischen Letztbegründung im Lichte einer transzendentalen Sprachpragmatik“. In: Kanitscheider, Bernulf (Hg.): *Sprache und Erkenntnis*. Innsbruck 1976, S. 55-82, S. 73ff.

¹⁰⁰ Ebenda, S. 72, 73.

zutiefst zuwiderläuft, während der *dritte* Punkt, die eigentliche Begründungsfigur, einen ‚methodischen Zweifel‘ als Modell radikalisierten Unglaubens konstruiert, dem insofern eine ‚pragmatische Paradoxie‘ attestiert werden kann, als er selbst, um sich verständlich zu machen, argumentieren muss, mit der Argumentation aber – d.h. mit der illokutiven Struktur des Behauptens und Überzeugens – wiederum die Bedingungen *in Anspruch nimmt*, die er *in Zweifel* zieht.¹⁰¹ Kurz: Die Situation des argumentativen Diskurses gilt für den Argumentierenden wie für den Zweifelnden als schlechthin „nichthintergebar“.¹⁰² Das ‚Letzte‘ der ‚Letztbegründung‘ ist das ‚Apriori‘ der Kommunikation selbst, dem Apel zusätzlich einen existentiellen Sinn unterlegt: Seine Negation komme einer Selbstausschließung aus der Diskursgemeinschaft gleich. Wer an deren Transzendentalität zweifelt, büßt seine Identität und soziale Kompetenz ein. Unweigerlich muss er an seinem eigenen Menschsein, das tief in die Bedingungen der Verständigung eingelassen ist, irre werden.

Entscheidend ist freilich, dass diese Selbstrechtfertigung kommunikativer Rationalität auf dem Wege einer Skepsiswiderlegung erfolgt, die der Figur des *Pseudomenos* nicht unähnlich ist.¹⁰³ Die dadurch entstehende Paradoxie ist allerdings – anders als bei Aristoteles oder Descartes – nicht ‚logischer‘, sondern ‚pragmatischer‘ Natur.¹⁰⁴ Doch will ihr destruktiver Zirkel nicht minder unerbittlich wirken als der „indirekte“ Beweis gemäß *modus tollens*: Erst seine Widerlegung widerlegte die Apelsche Unternehmung – ein Unterfangen, das schon deswegen ausgeschlossen scheint, als dass jede Widerlegung selbst argumentieren muss, jede Argumentation aber der illokutiven Struktur des Behauptens, Widerlegens und Begründens folgt – also das erfüllt, was sie bezweifelt und damit in den selben Zirkel gerät. Die Plausibilität des Schlusses scheint „dicht“. Gleichwohl gibt es eine Reihe ernstzunehmender Einwände, die seine vermeintlich opake Unanfechtbarkeit erschüttern. Sie sind in der Vergangenheit von den verschiedensten Seiten erhoben worden: Ob eine Entsprechung des aristotelischen *Elenchos* im Performativen überhaupt seine Anwendung finden könne,¹⁰⁵ ob sich Sinn und Praxis

¹⁰¹ Als Modellkonstruktion dient Apel der Fallibilismus; vgl. ders.: „Fallibilismus, Konsentstheorie der Wahrheit und Letztbegründung“. In: Forum für Philosophie (Hg.): *Philosophie und Begründung*, Frankfurt/M 1987, S. 116-211, S. 174ff.

¹⁰² Zur Logik der Letztbegründungsargumentation vgl. Kuhlmann, Wolfgang: *Reflexive Letztbegründung*. Freiburg, München 1985, S. 71ff. Höhle, Vittorio: „Begründungsfragen des objektiven Idealismus“. In: Forum (Hg.): *Philosophie und Begründung* (Anm. 101), S. 212-267, bes. S. 241ff., 250ff. Im selben Band: Köhler, Wolfgang R.: „Zur Debatte um reflexive Argumente in der neueren deutschen Philosophie“, S. 303-333.

¹⁰³ Ausdrücklich vergleicht Apel den Selbstwiderspruch mit der Antinomie vom Lügner; vgl. ders.: „Das Problem der philosophischen Letztbegründung im Lichte einer transzendentalen Sprachpragmatik“ (Anm. 99), S. 71. Köhler beschreibt „performative Selbstwidersprüche“ als Widersprüche zwischen Inhalt und Voraussetzung von Sätzen, die im übrigen sich einer Formalisierung fügen, die der Struktur der Lügner-Antinomie entspricht; Köhler, Wolfgang R.: „Zur Debatte um reflexive Argumente in der neueren deutschen Philosophie“ (Anm. 102), S. 306.

¹⁰⁴ Köhler, Wolfgang R.: „Zur Debatte um reflexive Argumente in der neueren deutschen Philosophie“ (Anm. 102), S. 305.

¹⁰⁵ Berlich, Alfred: „Elenktik des Diskurses – Karl-Otto Apels Ansatz einer transzendentalpragmatischen Letztbegründung“. In: Kuhlmann, Wolfgang/Böhler, Dietrich (Hg.): *Kommunikation und Reflexion*. Frankfurt/M, 1982, S. 266ff. Apel verwahrt sich allerdings gegen die Analogie mit dem Aristotelischen *Elenchos*, weil dieser einen logischen Schluss darstelle, während die „transzendentalpragmatische“ Letztbegründung aber reflexiv argumentiere. Trotzdem beugt sich auch die Struktur der Reflexion, wie sie begründend sein, den Gesetzen der Logik.

widersprechen könnten, ob nicht das ganze Argument sich einer rhetorischen Schleife bediene, die dem Zweifel bereits diejenige Struktur erteile, deren transzendente Geltung es zu belegen trachte, ob es sich nicht folglich um ein ‚Axiom‘, ein *grundloses Postulat* handle, das beide, die Rationalität des argumentativen Diskurses wie dessen Bestreitung, derselben Regel unterwerfe.¹⁰⁶ Zudem verdanke sich, nach einer anderen Serie von Einsprüchen, die Begründungsstrategie einer Anzahl unbegründeter begrifflicher Idealisierungen und Ausgrenzungen: Sie verkenne die Singularität des Aktes, wie sich von Lyotards *Widerstreit* herleiten ließe, die Kraft des Zitats, des ‚Parasiten‘ der Kommunikation, der mit der Regel bricht, wie es Derridas Intervention gegen Austin und Searle nahe legt, schließlich die Körperlichkeit des Aktes, die ‚Unfüglichkeit‘ seiner Materialität, die perlokutionäre Effekte auslösen, die sich illokutionär nicht einholen ließen, wie es vor allem Judith Butler exponiert hat. So scheint jeder Akt die Frage nach seinen Geltungsbedingungen jedes Mal neu aufzuwerfen, weil jedes Performativ allererst den Rahmen schafft, der ihm Gültigkeit verleiht.

Doch ist kaum je bei der spezifischen *Kraft* der Paradoxa angesetzt worden, die von Apel als ‚performative‘ bezeichnet werden, die indessen nicht restriktiv funktionieren, sondern zu der Produktivität von Kommunikationen selber gehören. Denn besieht man sich die Logik des Apelschen Arguments genauer, bildet der maßgebliche Schritt *nicht* der reflexive Syllogismus oder der stillschweigende Übergang vom Inhalt zur Performanz, sondern der unhinterfragte Rückgang auf die Austin-Searlesche Sprechakttheorie und die damit verbundenen Auszeichnung des *Performativs der Illokution*, dessen universale Geltung im Vorhinein vorausgesetzt werden muss. Das bedeutet aber, die Performativität von Sprache allein auf *Identität* zu eichen. Ihr gehorcht die Rationalität der Kommunikation gleichwie ihre Begründung. Sie beschreibt die Grundstruktur ‚idealer Rede‘ und mithin das Maß, das gleichermaßen die Fortschritte wie Rückschritte der kommunikativen Praxis zu indizieren wie zu kontrollieren gestattet und sie als Maßstab legitimiert. So wird die Zulässigkeit *performativer Differenzen* schon im Ansatz unterbunden. Entsprechend fungieren Paradoxa nicht als *Mittel der Rede*: Sie geraten vor ihrem Hintergrund zu Pathologien. Mehr noch: Betroffen sind sämtliche Indirektheiten, die nicht nur *sagen*, sondern *zeigen*, indem sie an der Sprache nicht so sehr ihr Gesagtes, sondern ihr Ungesagtes hervortreten lassen: Durch die Rede hindurch wird auf etwas verwiesen, was nicht Teil der Rede ist, was sie nicht einmal andeutet, *indem* sie spricht, sondern gerade *dadurch, dass* sie es verschweigt, zu verstehen gibt. Letzteres entlarvt die Kapriziosität des Ansatzes: Er fokussiert das Performative allein auf das Gesagte: Das Nichts, der Augenblick des Erscheinens, die performative Existenzsetzung erhalten kein Gewicht, kommen als jener ‚ortlose Ort‘, von dem her die Sprache spricht, nicht vor.

Eine Revision des Performanz-Begriffs der Sprache hätte von dort auszugehen: Disparität von Sagen und Zeigen als genuinen Chiasmus der Rede, der anzeigt, dass die performativen Differenzen die Akte regieren, dass es mithin keine Inter-Aktion gibt, ohne

¹⁰⁶ Vgl. auch Mersch, Dieter: „Versprachlichung der Vernunft. Karl-Otto Apels Philosophie der Letztbegründung“. In: Mersch, Dieter/Breuer, Ingeborg/Leusch, Peter: *Welten im Kopf. Profile der Gegenwartsphilosophie*. 3 Bde. Hamburg 1996, Bd. 1, S. 53ff.. Sowie ders.: „Argumentum est figura. Bemerkungen zur Rhetorik der Vernunft“. In: Peters, Sibylle/Brandstetter, Gabriele (Hg.): *Figuration und Defiguration*. München (im Erscheinen). Ders.: „Das Paradox als Katachrese“. In: Arnsward, Ulrich/Kertscher, Jens (Hg.): *Wittgenstein und die Metapher* (im Erscheinen).

deren Auseinandertreten, deren Spannung oder Gegensatz. Insbesondere bedeutet Zeigen anderes als Sagen. Nicht nur widersprechen sie sich als Modalitäten des Darstellens – Sagen verfährt diskursiv, folgt der Ordnung der Unterscheidung, der Negation, während dem Zeigen ein ‚ana-logischer‘ Zug zukommt, der sich der Logik strikter Verneinung verwehrt –;¹⁰⁷ *sondern dem Erscheinen selbst, der performativen Setzung oder Ankunft eignet ein Zeigen, das wiederum auf keine Weise auf ein Sagen zurückgeführt werden kann.* Ihrer Disparität entspricht die Irreduzibilität des ‚Dass‘ (*quod*) auf das ‚Was‘ (*quid*), der *Existenz auf Sinn*. Sie geht qua performativer Existenzsetzung in die Rede selbst ein und trägt darin eine nicht zu tilgende Duplizität ein. Sie ist das Produkt ihrer affirmativen Struktur. Indem wir den *Raum der Sprache* betreten, indem wir über etwas sprechen, Klassifikationen vornehmen oder Unterscheidungen treffen, *performieren wir quer dazu die Sprache, verleihen wir ihr eine Ex-sistenz, ein Ankommen, dessen Ereignis auf keine Weise im Reden aufgeht oder von ihm aufgenommen werden kann.*

Wir gelangen damit zu einem Punkt, wie ihn ähnlich Wittgenstein im *Tractatus* aufgewiesen hat, der gleichwohl bis heute zu den weitgehend ungehobenen Stellen zählt. Er ersetzt dort die strukturelle Vergeblichkeit der logischen Selbstabbildung der Form der Sprache. Der wesentliche Gedanke ist, dass ein Satz, indem er *über* etwas spricht oder *von* etwas handelt, stets seine eigene *Darstellungsweise*, seine ‚logische Form‘ mit sich führt, ohne sie explizieren zu können. D.h., er spricht, aber sagt nicht, *wie* er spricht – dieses *zeigt sich*. Weiter heißt es: „Was gezeigt werden kann, kann nicht gesagt werden.“¹⁰⁸ So manifestiert sich am Zeigen die Grenze des Sagens, weil die Weise, wie ein Satz spricht, kein Modus der Rede selbst sein kann: Er trägt sich, wie sich jetzt schärfer sagen lässt, *performativ* aus, vollzieht sich, *aber entzieht sich seinem Vollzug*. Das Performative im Sinne der Setzung wiese dann gleichzeitig auf ein in der Sprache *Unsagbares*. Die Sprache bleibt sozusagen von sich in ihrem Vollzug ununterbrochen getrennt. Ähnlich hatte es Lyotard, indem er sich auf Wittgenstein bezog, ausdrückt: „Ein Satz stellt ein Universum dar. Was immer seine Form sein mag, er führt ein ‚Es gibt‘ mit, das in der Form des Satzes markiert ist oder auch nicht. Was ein Satz mitführt ist, was er darstellt. (...) Die in einem Satz mitgeführte Darstellung wird nicht in dem von ihm dargestellten Universum dargestellt, ein anderer Satz kann sie darstellen, doch führt dieser wiederum eine Darstellung mit, die er nicht darstellt.“¹⁰⁹ So erscheint der Chiasmus von Sagen und Zeigen, von Performativität und Bedeutung, von Existenz und Sinn in *ein und derselben Sequenz* nirgends schließbar; vielmehr bedarf es, um die Setzung, das *Zeigen auszusagen*, eines weiteren Satzes, der seine eigene Setzung, sein eigenes Zeigen einbehält *et ad infinitum*.

Quer zur Sprache, zur Kommunikation taucht damit etwas auf, das *im Entzug* bleibt, das gleichwohl beständig sich *mitzeigt*: das *Auftauchen* selbst. Es ist an den Akt der Performanz, dem Ereignis der Setzung und seine Materialität geknüpft. *Die Sprache gründet in diesem Entzug*. Seine Quelle ist zuletzt der Andere. So *verbirgt* die Rede, was

¹⁰⁷ Vgl. Mersch, Dieter: „Wort, Bild, Ton, Zahl. Modalitäten medialen Darstellens“. In: Ders. (Hg.): *Die Medien der Künste. Beiträge zu einer Theorie des Darstellens*. München (erscheint 2003).

¹⁰⁸ Wittgenstein, Ludwig: *Tractatus logico-philosophicus*. Frankfurt/M 8. Aufl. 1971, 4.1212.

¹⁰⁹ Lyotard, Jean François: „Streitgespräche oder: Sätze bilden ‘nach Auschwitz’“ (Anm. 33), S. 32, 33 passim.

sie *tut* und vereitelt jede Explikation ihrer performativen Rolle. Unweigerlich bleibt ein Rückstand, an dem ihre Möglichkeit, sich zu erfüllen, gebricht. Der Rückstand nennt keinen Mangel, vielmehr bezeugt er den ‚Zug‘ des Anderen, der zum antworten zwingt.¹¹⁰ Sprechen heißt Antworten. In dieser Unausweichlichkeit zu antworten manifestiert sich die ‚Affektion‘ des Entzugs, die in der Ungreifbarkeit des Erscheinens ihre Entsprechung besitzt. Sie ereignet die performative Produktivität der Rede. Das ist der Grund, weshalb das Argument von ‚performativen Selbstwiderspruch‘ nicht trägt – weshalb überhaupt die Bestimmung einer Vernunft in der Sprache scheitert. Die These wäre statt dessen: *Indem wir aus dem Entzug sprechen, können wir gar nicht anders als im Modus performativer Differenzen zu reden*. So werden performativer Widerspruch und Selbstwiderspruch zu ‚Medien‘ der Rede, denen sie ihre spezifische Kraft, ihre Bewegung und Kreativität verdankt – wäre nicht der Ausdruck ‚Medium‘ schief, weil es sich nicht wiederum um ein in der Sprache Verfügbares oder Sagbaren handelt, vielmehr um solches, das sich allein *szenisch ereignet*. Folglich hat der Bruch, der Widerspruch auch nicht seine Stelle im Rhetorischen, im Theater der Tropen – das heiße, sie weiterhin auf der Ebene des Sinns und der Sinntransformation, von Metapher, Metonymie und Katachrese zu diskutieren, sondern sie gehen in den Eigensinn der performativen Setzungen, d.h. in *jeden* Akt mit ein. Denn nicht gleichgültig ist, *ob* und *wann* etwas gesagt ist, zu welchem Zeitpunkt, in welchem Kontext oder mit welcher Präsenz etwas gesetzt wird – wie überhaupt die Platzierung des Aktes, seine beschämende oder kompromittierende Intervention aus den Betrachtungen der Rhetorik herausfällt. Vielmehr beginnt das Spiel der Differenzen, der Paradoxa jenseits – oder genauer – *vor* der Rhetorik im Moment der Setzung selbst. Es ist bereits das Ergebnis des außerordentlichen Augenblicks seiner *mise en scène*.

¹¹⁰ Mersch, Dieter: „An-Ruf und Ant-Wort. Sprache und Alterität“ (Anm. 29).